



## »Das ist das Endgame«

*Vor einem Jahr überrennen die Taliban Kabul. Die Hauptstadt wird zur Falle für Tausende Afghanen – und die Leute der deutschen Botschaft. In Berlin regiert Ignoranz. Doch dann beginnt eine wilde Rettungsmission. Erster Teil.*

Von Matthias Gebauer und Konstantin von Hammerstein, DER SPIEGEL,  
30.07.2022

**Am Montagmorgen um sechs** bebt die Erde. Der Boden schwankt, die Wände wackeln, doch Chris Klawitter neigt nicht dazu, nervös zu werden. Der Geschäftsmann aus Hamburg lebt seit zwei Jahrzehnten in Kabul. Er weiß, wie sich Erdbeben anfühlen.

Aber dieses Mal ist es anders, das Beben hört nicht auf. Klawitter läuft nach draußen. Er hat die Nacht in einem Wohncontainer auf dem militärischen Teil des Flughafens verbracht. Die Botschaft hatte ihn am Nachmittag um kurz nach drei angerufen: »Chris, komm sofort zum Airport. Wir evakuieren.« So wird er die Geschichte später erzählen.

Er hatte es kommen sehen. Am Sonntagvormittag war Klawitter noch in der Stadt gewesen. Seine amerikanischen Auftraggeber wollten ihn erst nicht gehen lassen, am Ende ließen sie ihn doch, gaben ihm aber die georgischen Bodyguards mit. Da warteten vor den Banken in der Hauptstadt schon lange Schlangen, es wurde geschossen. Auf dem Rückweg sah er bewaffnete afghanische Polizisten, die ihre Uniformen weggeworfen hatten und mit ihren Pick-ups in Richtung Flughafen flohen.

Die Taliban rücken vor, und jetzt spürt Klawitter, wie die Erde bebt. Er blickt über die Landebahn auf den zivilen Teil des Flughafens. Was er dort in der Ferne im Morgendunst sieht, erschreckt ihn. Da ist eine riesige Mauer, die sich zu bewegen scheint. »Oh, krass!«, habe er sich gedacht, »das Erdbeben ist so stark, dass es Mauern verschiebt.«

Aber es ist keine Mauer, auch kein Erdbeben, es sind Menschen. Kinder, Frauen, Männer, Tausende verzweifelte Afghanen, die zur Landebahn laufen und den Boden in Schwingung versetzen. Klawitter spürt, wie die Angst in ihm hochkriecht. Er hat viel erlebt in Afghanistan, auf ihn wurde geschossen, Sprengsätze explodierten, aber das hier ist der Horror. Er will nicht erschlagen oder überrannt werden von verzweifelten Menschen auf der Flucht vor den Taliban.



Er sieht gepanzerte Kampffahrzeuge auffahren. Es sind britische und amerikanische Marines, die auf seiner Seite der Landebahn in Stellung gehen. Sie liegen auf dem Boden und eröffnen das Feuer; Warnschüsse, über die Köpfe der Menschen hinweg.

Klawitter hat genug gesehen. Er rennt zurück in den Container, rafft seine Sachen zusammen und läuft die paar Hundert Meter zu dem Compound, in dem die deutsche Botschaft untergekommen ist. Die Diplomaten sind dort nicht allein.

In dem Gebäude sind auch Bundespolizisten und Spezialkräfte aus Tschechien, Spanien und Italien untergebracht. Jetzt stehen die Männer schwer bewaffnet auf den Gängen und bereiten sich auf das Schlimmste vor. Sie sind nicht dafür ausgerüstet, Menschenmengen unter Kontrolle zu bringen, sie haben nur scharfe Munition. Wenn es zum Äußersten kommt und das Gebäude gestürmt wird, müssen sie damit auf verzweifelte, unbewaffnete Männer, Frauen und Kinder schießen.

An diesem Montagmorgen im August ahnt Klawitter noch nicht, dass die nächsten elf Tage sein Leben verändern werden. Nichts ist danach so, wie es vorher war. Die vergangenen Jahre hat er für die US-Armee gepanzerte Autos importiert. Jetzt wird er eine entscheidende Rolle dabei spielen, wenn die Bundeswehr Tausende Menschen aus der afghanischen Hauptstadt evakuiert.

Ein paar Monate später sitzt er in einem Hamburger Café und erzählt. Auf seinem Tablet hat er Hunderte Fotos und Videos vom Kabuler Flughafen mitgebracht (von denen der SPIEGEL jetzt einige veröffentlicht). Das Treffen beginnt am Mittag und endet, als es draußen schon lange dunkel ist.

Gut möglich, dass Klawitter bald als Zeuge vor dem Untersuchungsausschuss des Bundestags aussagen wird, der die elf dramatischen Tage von Kabul und ihre Vorgeschichte aufklären soll. So wie all die Diplomatinen, Soldaten, BND-Agenten, Bundespolizisten und Minister, mit denen sich der SPIEGEL in den vergangenen Monaten getroffen hat.

Viele von ihnen erzählen ihre Geschichte zum ersten Mal öffentlich, einige von ihnen zur Sicherheit nur unter Decknamen. Der SPIEGEL hat ihre Schilderungen mit denen anderer Beteiligter abgeglichen und sich wörtliche Zitate von den betreffenden Personen bestätigen lassen, hat darüber hinaus vertrauliche Aktennotizen, Krisenstabsprotokolle und internen Mailverkehr ausgewertet. So ist es jetzt möglich, den deutschen Anteil am Drama von Kabul zu rekonstruieren, das im vergangenen August die Welt in Atem hielt.

Es ist eine Geschichte von menschlichem Elend und Verzweiflung, von Verrat, Gewalt und Hoffnung, von Fehleinschätzungen, Missverständnissen und politischem Versagen. Sie erzählt von Eitelkeit und Missgunst, von Ignoranz und



Wirklichkeitsverlust, aber auch von Menschlichkeit, Mut, Hilfsbereitschaft und stillem Heldentum. Vor allem ist es die Geschichte einer menschlichen Katastrophe.

Sie beginnt zwei Wochen vor jenem 16. August 2021, als Chris Klawitter morgens am Flughafen von Kabul aufwacht und die Erde bebt. Da rückt die afghanische Wirklichkeit plötzlich gefährlich nah an die Deutschen heran.

**Am Abend des 3. August** sitzt der deutsche Gesandte in Kabul mit zwei Journalisten am Pool der Botschaft. Jan Hendrik van Thiel ist seit Mitte Juli auf seinem Posten. Einen Botschafter gibt es gerade nicht, der alte ist weg, der neue noch nicht da. Und so leitet van Thiel als Geschäftsträger die deutsche Vertretung. Er kennt das Land. Vor gut zehn Jahren hat der erfahrene Krisendiplomat in Faizābād im Nordosten ein zivilmilitärisches Wiederaufbauteam geleitet.

Van Thiel sitzt also an diesem Dienstagabend mit seinen beiden Gästen am Pool, als eine gewaltige Explosion die Botschaft erschüttert. Was dann passiert, schildert er so: Er sieht, wie der Himmel von einem Feuerball erleuchtet wird, dann fallen in der Nähe Schüsse. Kalaschnikow, Maschinengewehr, gelegentlich Granatwerfer. Stundenlang geht das so.

Über Lautsprecher wird Alarm gegeben. Van Thiel rennt mit seinen Gästen in den - geschützten Wohncontainer. Die Bundespolizisten, die das Gelände sichern, schalten sich in ihrer Operationszentrale auf den Livestream aus dem amerikanischen Beobachtungszepplin, der Tag und Nacht über der hoch gesicherten »Green Zone« mit ihren vielen Botschaften steht.

Die Überwachungskameras des Zepplins haben sich auf eines der Häuser des afghanischen Verteidigungsministers gezoomt. Auf dem Balkon ist ein Mann zu sehen, offenbar einer der Attentäter, der von Sicherheitskräften beschossen wird. Der Minister lebt, er war nicht da, aber es gibt mindestens vier Tote.

Van Thiel muss dringend in sein Büro, um eine Meldung nach Berlin abzusetzen, aber seine Personenschützer befürchten Querschläger. Er setzt sich über ihre Bedenken hinweg, rennt über den Hof in den Bürocontainer und schickt eine kurze Mail ans Auswärtige Amt (»Lagebild noch unvollständig/Botschaft wohlauf«). Die Antwort lässt nicht lange auf sich warten, Berlin will am Abend noch eine Schaltkonferenz.

Am Telefon ist Antje Leendertse, eine Staatssekretärin. Van Thiel gibt das Gespräch später so wieder: Anschlag in Kabul? »Aber das läuft ja gar nicht als Tickermeldung«, sagt Leendertse. Damit hat das Ereignis aus deutscher Perspektive quasi gar nicht stattgefunden. Der Diplomat hat Mühe, die Fassung zu bewahren.

Nebenan bellt ein Maschinengewehr, ein paar Hundert Meter von der Botschaft entfernt ist eine Bombe hochgegangen, er hat den Feuerball gesehen, und Berlin



zweifelt, dass überhaupt etwas vorgefallen ist? Da schaltet sich eine Mitarbeiterin von Leendertse ein. »Ist doch getickert worden«, sagt sie, »und ›Bild‹ hat's auch schon gemeldet.« Da sei dann alles gut gewesen, sagt van Thiel später. Wenn's getickert worden ist, wird's ja wohl passiert sein.

Dass Berlin oft die Peilung fehlt, sind sie in Kabul gewohnt. Da ruft schon mal mitten in der Nacht das Krisenreaktionszentrum des Auswärtigen Amts an und fragt besorgt nach, ob denn alles okay sei nach dem Anschlag. Dabei ist die Bombe in Kandahar hochgegangen, gut 500 Kilometer von Kabul entfernt. Ist ja auch nicht ganz einfach, aus der Ferne den Überblick zu behalten.

Doch mit dem Leendertse-Telefonat ist für van Thiel eine neue Stufe der Ignoranz erreicht. Den Taliban ist es gelungen, trotz aller Checkpoints und Sicherungen im Zentrum der Hauptstadt einen komplexen Angriff auf ein hochwertiges Ziel auszuführen. Die Sicherheitskräfte brauchen Stunden, um die Gebäude zurückzuerobern. Davon wird sich die Regierung in Kabul nicht mehr erholen. Begreift man in Berlin denn nicht, was dieser Anschlag bedeutet? Oder – schlimmer noch – will man es gar nicht begreifen?

**Das Pippi-Langstrumpf-Prinzip**, kurz PLP, wird von Psychologen und Managementtrainern als Zustand anhaltender Realitätsverweigerung beschrieben. Seinen Namen verdankt es dem Titelsong der Fernsehserie: »Ich mach' mir die Welt, widdewidde wie sie mir gefällt!«

Im Sommer 2021 scheint halb Berlin unter PLP zu leiden. Es gibt ja aus Sicht der Regierung auch Gründe, die Entwicklung in Kabul zu ignorieren. Das Afghanistandebakel ist kein Gewinnerthema im Wahlkampf. Vielleicht hat man Glück, und die Sache geht erst nach der Bundestagswahl am 26. September den Bach runter.

Oder: Es kann gar nicht sein, dass Kabul in die Hände der Taliban fällt, denn in Berlin ist man noch nicht so weit. Seit Monaten können sich die vier Ressorts Außen, Verteidigung, Innen und Entwicklung nicht darauf einigen, welche afghanischen Ortskräfte wie nach Deutschland geholt werden sollen.

Während am Hindukusch die Taliban eine Provinz nach der anderen übernehmen, wandern in den Ministerien die Gittermappen mit den Beamtenvorlagen den Dienstweg hoch und wieder runter; Vermerke werden verfasst, kommentiert, abgezeichnet, abgelegt. Arbeitsgruppen tagen, es gibt Telefonkonferenzen, Koordinierungsrunden, interministerielle Besprechungen. Zweimal wird selbst die Kanzlerin zappelig und drängt im Kabinett darauf, man solle sich doch endlich einigen. Doch später fasst das Kanzleramt nicht nach, und so passiert nichts.

Ein paar Wochen lang wird die Idee ventiliert, Ortskräfte und deutsche Staatsbürger mit Chartermaschinen auszufliegen. Die Kanzlerin findet das gut, aber dann



verschwindet sie in den Urlaub. Immer neue Besprechungen werden angesetzt, man dreht sich im Kreis. Das Innenministerium stellt sich mit den Visa an, das Auswärtige Amt bei den Kosten. Am Ende geht es um ganze zwei Maschinen, die man chartern will. Doch als sie endlich fliegen sollen, haben in Kabul längst die Taliban die Macht übernommen.

Und dann gibt es Horst Seehofer. Der Innenminister von der CSU hat noch 2018 mit irritierendem Stolz verkündet, »ausgerechnet an meinem 69. Geburtstag sind 69 – das war von mir nicht so bestellt – Personen nach Afghanistan zurückgeführt worden«. Jetzt drängt er darauf, die Abschiebeflüge für afghanische Straftäter wieder aufzunehmen. Seehofer hat kein Interesse an schlechten Nachrichten aus Kabul.

Sein Kollege Heiko Maas aus dem Außenamt auch nicht. Maas hält sich die Probleme ohnehin gern vom Leib, für ihn wäre das Thema allenfalls interessant, wenn er sich als Gastgeber einer afghanischen Friedenskonferenz inszenieren könnte. Das brächte wenigstens schöne Fernsehbilder.

Kein einziges Mal greift der Außenminister zum Telefon, um sich von seinem Mann in Kabul die Lage schildern zu lassen. Warum auch, wird er sich später im Gespräch mit dem SPIEGEL rechtfertigen – schließlich müsse der Dienstweg eingehalten werden.

Dem Gesandten in Kabul wird aus der Zentrale bedeutet, bitte keine »DKoRs« zu schreiben. Diese »Diplomatischen Korrespondenzen« der Botschaften werden in der Bundesregierung breit verteilt. Van Thiel gilt im Amt als Klartextmann, deshalb soll er nun tunlichst per Mail kommunizieren. Da lassen sich schlechte Nachrichten besser unter der Decke halten.

**Der Berliner Regierungsapparat** versinkt in jenen Wochen in sommerlicher Lethargie, auch der Bundestagswahlkampf dümpelt vor sich hin. Im Auswärtigen Amt sind viele der Afghanistanfachleute in den Ferien oder ganz frisch auf ihrem Posten. Der zuständige Staatssekretär Miguel Berger ist im Urlaub, als ginge ihn die Entwicklung am Hindukusch nichts an. Und dann will es das Unglück auch noch, dass ausgerechnet einer der erfahrensten Krisenmanager in den entscheidenden Tagen wegen einer dringenden Operation ausfällt.

Ende Juli 2021 übernimmt Antje Leendertse das Kommando. Die Staatssekretärin ist eine langgediente Diplomatin, ein paar Wochen später wird sie als deutsche Botschafterin bei den Vereinten Nationen nach New York wechseln. Doch Leendertse hat mit Afghanistan wenig am Hut. Sie ist keine Expertin, sie war nie dort, sie ist nur die Urlaubsvertretung.

Die Front, an der sie in Stellung gehen muss, liegt auch nicht in Kabul, sondern in Berlin, zwischen Spree und Brandenburger Tor. Ihr machen nicht die Taliban Sorgen, sondern die Seehofer-Leute im Innenministerium, denn die bremsen beim



Ortskräfteverfahren und wollen, dass endlich wieder Abschiebeflüge stattfinden. Der nächste ist für den 4. August geplant.

Am Abend davor steckt die Staatssekretärin in einer Schaltkonferenz zur internationalen Gesundheitspolitik, die gegen 19 Uhr beendet ist. Was dann passiert, schildert Leendertse dem SPIEGEL so: Um 19.30 Uhr ruft ein Mitarbeiter der Rechtsabteilung an und sagt, man müsse den Abschiebeflug am nächsten Tag absagen – wegen des Sicherheitsvorfalls. Ob sie den Staatssekretär im Innenministerium anrufen könne?

Welcher Sicherheitsvorfall? Na ja, van Thiel habe doch den Anschlag von Kabul gemeldet und dass die Botschaft unter Beschuss sei. Leendertse hat die Mail noch nicht gelesen, aber sie weiß, dass ein paar Zeilen aus Kabul nicht reichen werden, um das Innenministerium von seinem Abschiebeflug abzubringen. Dafür braucht sie schon mehr Munition. Und so ordnet sie eine Schaltkonferenz mit den »üblichen Verdächtigen« an, wie sie sagt.

Gegen 20 Uhr sind alle versammelt, Leendertse lässt sich von van Thiel berichten, was in Kabul passiert. Der Anschlag auf das Anwesen des Verteidigungsministers wird inzwischen von den Nachrichtenagenturen gemeldet. Die Staatssekretärin merkt, dass der Gesandte verärgert ist, weil seine Schilderungen ihr nicht reichen, aber ihr sitzt das Innenministerium im Nacken.

Sie braucht eine Gefährdungseinschätzung vom Sicherheitsberater der Botschaft. Der ist Bundespolizist, stammt also aus dem Geschäftsbereich des Seehofer-Ministeriums. Wenn auch er sagt, dass es zu gefährlich sei, am nächsten Tag zum Flughafen zu fahren, dann hat sie genug Munition. Der gewünschte Bericht trifft wenig später in Berlin ein, Leendertse lässt den Abschiebeflug absagen.

Der Bezugsrahmen, in dem Berlin operiert, ist administrativ-bürokratisch, in Kabul dagegen herrscht Krisenmodus. Das führt zu ständigen Missverständnissen. Die Botschaft bekommt täglich mit, wie sich die Ordnung um sie herum auflöst und die Macht der Regierung zerfällt. Sie warnt, sie drängt, sie will sich endlich auf den Notfall einstellen.

Für Leendertse dagegen ist die Vertretung in Afghanistan nur einer von vielen Bällen, die sie in der Luft halten muss. In Berlin geht selten etwas schnell, da muss man das Bohren dicker Bretter beherrschen. Und es gilt schon als Erfolg, jeden Tag wenigstens einen kleinen Schritt voranzukommen, auch wenn man der Entwicklung in Kabul immer weiter hinterherhinkt.

**Jeden Sonntag treffen sich** die Diplomaten von EU, Nato, Großbritannien, den USA und Deutschland in der afghanischen Hauptstadt zum Frühstück. Als van Thiel dort am 11. Juli zum Amtsantritt aufkreuzt, ist die Stimmung nach seiner Erinnerung düster. Ja,



sagen die Kollegen, alles ist ganz furchtbar. »Wie viel Zeit bleibt uns noch?«, fragt van Thiel. Na, ein paar Monate haben wir wahrscheinlich noch.

Beim nächsten Sonntagsfrühstück ist die Stimmung noch düsterer. Jetzt heißt es: Wir reden nicht mehr über Monate, sondern über Wochen. Van Thiel lädt die Generäle der Briten und Amerikaner in die deutsche Botschaft ein. Er will wissen, wie sie die militärische Lage einschätzen. Das Treffen ist am 7. August, van Thiel hat zwei Mitarbeiter dabei. Besser, es gibt Zeugen. In Berlin soll später niemand sagen können, er habe sich etwas zusammenfantasiert.

Die Militärs nennen den 31. August. So lange werde Kabul wohl durchhalten können, glauben sie. Aber die Taliban müssten die Hauptstadt gar nicht erobern, es reiche schon, wenn sie jederzeit Elektrizität, Wasser und die Verkehrsverbindungen abknipsen könnten. »Dann sind wir raus«, sagen die Generäle, »wir können uns doch nicht zu Geiseln der Taliban machen.« All das meldet van Thiel nach Berlin. Seine Warnungen werden immer dringlicher.

Unter dem Betreff »Alarmstufe dunkelgelb« schreibt er am 11. August in einer vertraulichen Mail ans Auswärtige Amt, »unsere Fahrer waren heute bei den Amis und haben große Zahlen ausreisen sehen«. Bei einem Abendessen habe er anschließend erfahren, dass die Amerikaner »ihre Leute und Nato« ausflögen. Der letzte Flieger solle am 25. August das Land verlassen: »Das darf – normativ! – nicht wahr sein, ist aber dennoch – faktisch – vielleicht nicht so ausgeschlossen, wie ich es meinen möchte.«

Einen Tag später tippt van Thiel abends in die Betreffzeile seiner Mail: »Wir kommen in die hellroten Töne hinein.« Und dann im ersten Satz seiner Mail: »Wir arbeiten uns in die Rottöne voran.« Smiley.

Man sei gerade unterrichtet worden, dass die britische Botschaft nebenan bis zum Sonntag an den Flughafen verlegt werde. Diese Entscheidung werde wohl einen »Dominoeffekt« bei den Nachbarn Kanada und Japan auslösen. »Es zieht sich zu«, schreibt van Thiel, »Blitz und Donner für die nächsten Tage erwartet.«

Doch Berlin will nicht evakuieren. Bloß nicht signalisieren, dass man Afghanistan aufgegeben hat. Das, so die Befürchtung, könnte das Land noch schneller destabilisieren. Im Übrigen: Wie soll man die Ortskräfte ausschleusen, wenn es keine Botschaft mehr gibt?

Dabei hat man in den letzten Monaten alles dafür getan, die Rettung dieser Menschen zu verschleppen.

Van Thiel flüchtet sich in rheinischen Galgenhumor. »Ist noch immer alles jut jejangen«, schreibt er und meint damit nicht die Botschaft, sondern das Schicksal der



afghanischen Ortskräfte, »aber wenn das an irgendeiner Stelle diesmal schiefgehen sollte, so wäre dies vermeidbar gewesen.«

**Endlich Urlaub, denkt Tobias.** Ein paar Tage Griechenland mit der Freundin. Abschalten, Sonne tanken, entspannen. Wenn da nicht das Handy wäre. Tobias ist ein Deckname, sein richtiger Name darf nicht genannt werden, der Mann ist Oberstleutnant der Eliteeinheit Kommando Spezialkräfte. Jetzt in Griechenland kann er gar nicht anders. Er muss von oben nach unten wischen und dann von unten nach oben durch all die Meldungen, den ganzen Tag lang. So wird er es später berichten

Es sind Hiobsbotschaften aus Afghanistan. Am 8. August fällt Kunduz. Am 11. August reist der afghanische Präsident in den Norden, um die lokalen Warlords um Hilfe zu bitten, seine erbitterten Feinde. Das ist etwa so, als würde der Hamburger Bürgermeister die Hells Angels anbeteln, ob sie seine Polizei unterstützen könnten. Am 12. August läuft das 207. Armeekorps in Herat zu den Taliban über.

Tobias sitzt in der griechischen Augustsonne, aber mit dem Kopf ist er in Afghanistan. »Das ist das Endgame« habe er gedacht, erzählt er später. Der Offizier war in den vergangenen Jahren viermal bei Geheimeinsätzen am Hindukusch. Jetzt verfolgt er wie ein Süchtiger auf seinem Handy, wie das Land dem Abgrund entgentaumelt.

Am Freitag, dem 13. August, fliegt er zurück nach Deutschland und ruft beim Einsatzführungskommando in Potsdam an. Werden wir gebraucht? Nee, heißt es da, wir schicken am Montag erst mal ein Erkundungskommando los. Na gut, dann kann er wohl doch wie geplant zum Angeln nach Brandenburg.

**In den ersten Augusttagen** kehrt Fisch zurück nach Kabul. Warum er Fisch heißt? Gute Frage. Vielleicht weil er Segler ist. Oder weil er aus Wilhelmshaven kommt. Bei der Eliteeinheit der Bundespolizei, der GSG 9, haben alle einen Decknamen, und Fisch heißt nun mal Fisch.

Fest steht, dass er im Dienst einen Ruf hat, und was für einen. 56 Jahre alt, drei Touren Afghanistan, drei in Bagdad, einmal Kosovo und 1989 im Bürgerkriegsland El Salvador. Es gibt nur wenige, die so krisenerfahren sind wie Fisch.

Segeln ist ein teures Hobby, und so meldet sich Fisch freiwillig zu seinem vierten Einsatz in Afghanistan. In Kabul gibt es die höchste Auslandszulage. Dieses Mal ist er Sicherheitsberater des Botschafters. Ihm unterstehen die Personenschützer der Bundespolizei, und er koordiniert die Sicherheitsvorkehrungen für die diplomatische Vertretung. Im Juli 2020 tritt er seinen Dienst an. Ein paar Wochen Afghanistan, ein paar Wochen Heimaturlaub, ein paar Wochen Afghanistan. So sieht er aus, der Dienst.





Jetzt ist er wieder da. Fisch ist gut vernetzt in der Sicherheits-Community der Hauptstadt. Was er dort mitbekommt, beunruhigt ihn. Die Taliban haben den Ring um Kabul geschlossen, hört er am 9. August.

Fisch weiß, wie schwachbrüstig die Evakuierungspläne für die Botschaft sind. Zwar hat die Bundeswehr zugesagt, die Diplomaten im Notfall vom internationalen Flughafen auszufliegen, doch da muss man erst mal hinkommen. Wie soll das gehen, wenn in der Stadt Gewalt und Chaos herrschen? Nicht unser Problem, sagen die Militärs.

Monatelang hat die Vertretung deshalb in Berlin darauf gedrängt, für den Ernstfall einen privaten Hubschrauber-Dienstleister unter Vertrag zu nehmen. Im Gespräch ist eine Firma, die schon für die Bundeswehr geflogen ist, doch die erhöht plötzlich die Preise. Dem Auswärtigen Amt ist das zu teuer, es drängt auf Vergleichsangebote und eine Ausschreibung – als hätte man alle Zeit der Welt.

Man kann es kurz machen: Es wird keine Hubschrauber geben, bis zum Schluss nicht. Stattdessen sieht Fisch nun die riesigen US-Helikopter, die ständig über die deutsche Botschaft fliegen. Schon seit Tagen schaffen die Amerikaner Mensch und Material zum Flughafen. Auch das ein Alarmzeichen.

Aus Berlin gibt es immer noch keine Weisung, die Evakuierung der Botschaft vorzubereiten. Fischs Männer steigen ihm langsam aufs Dach. Bevor man abzieht, müssen noch Massen an sensiblem Material vernichtet werden. Wie soll man das schaffen?

Und so legen sie los, ohne Weisung. Im Garten der Deutschen brennen jetzt Tag und Nacht große Feuer. Die Bürokratenarbeit von zwei Jahrzehnten geht in Flammen auf. Wegen möglicher Rentenansprüche sind die Personalakten der Ortskräfte archiviert worden. Ein Alptraum, wenn sie in die Hände der Taliban fallen würden.

Waffen, Munition und Kommunikationsequipment, das sie bei einer Evakuierung nicht mitnehmen können, werfen die Bundespolizisten in einen ausgetrockneten Brunnen auf dem Gelände. Eine Ladung Waffen, eine Schicht schnell bindender Zement, dann wieder Waffen und Zement.

Und die 15 gepanzerten Mercedes-Geländewagen, das Stück für geschätzt eine halbe Millionen Euro? Hinter der Botschaft gibt es eine Brachfläche. Fisch und seine Männer zerstören erst die Steuermodule, dann rollen sie die schweren Autos mit einem Gabelstapler über das Feld, bis sie Schrott sind. Die Taliban werden keine Freude an ihnen haben.

**Die Nachrichten, die den General** in der Nacht vom 12. auf den 13. August erreichen, beunruhigen ihn. Markus Laubenthal ist stellvertretender Generalinspekteur der Bundeswehr, sein Chef ist in diesen Tagen im Urlaub in Italien.



US-Medien melden, dass Washington 3000 Männer und Frauen der 82nd Airborne Division aus Fort Bragg in North Carolina an den Kabuler Flughafen verlegt. Laubenthal kann sich denken, was das heißt. Wenn die Amerikaner ihre schnelle Eingreiftruppe schicken, dann wird es ernst.

Er kennt die Pläne für eine militärische Evakuierungsoperation, die schon im April von der Bundeswehr ausgearbeitet wurden, vor ihrem Abzug aus Afghanistan. Er hat die Berichte der westlichen Geheimdienste gelesen, die immer noch davon ausgehen, dass Kabul frühestens in 30 bis 90 Tagen an die Taliban fällt.

Dem General ist klar, dass die Entscheidung der Amerikaner den Druck im Kessel gewaltig erhöht. Aber der Plan ist nun mal der Plan, und der sieht so aus: Am nächsten Montag soll ein Krisenunterstützungsteam aus Diplomaten und Soldaten nach Kabul geschickt werden, am Dienstag sollen Aufklärungskräfte folgen, am Mittwoch Unterstützungskräfte, am Donnerstag die Hauptkräfte.

Freitagnachmittags trägt Laubenthal diese Überlegungen den Obleuten der Bundestagsfraktionen vor. Am Abend geht die erste Weisung aus dem Ministerium ans Einsatzführungskommando der Bundeswehr.

Die Informationen aus Berlin lösen bei den Militärplanern in Potsdam noch keinen erhöhten Blutdruck aus. Die Rede ist von etwa 260 Menschen, die zu evakuieren seien. Das sind maximal drei Umläufe mit dem Transportflieger A 400M. In zwei Tagen müsste die Sache erledigt sein.

**Donnerstag nacht entscheidet** Leendertse, wegen der Zuspitzung der Lage die für Montag geplante Sitzung des Krisenstabs auf Freitagvormittag vorzuziehen. Die Staatssekretärin leitet ein, dann hat van Thiel das Wort. Er ist telefonisch aus Kabul zugeschaltet.

Der Gesandte schildert die Situation. Die Taliban stehen vor der Stadt, die benachbarten Japaner wollen abziehen, auch die Kanadier ziehen ab, und die Amerikaner dünne ihre Botschaft aus.

In der Nacht ist der Compound der Deutschen systematisch von einer Drohne abgeflogen worden. Nicht weit entfernt, auf dem Gelände des früheren Nato-Hauptquartiers, wurde Alarm ausgelöst, die Ursache ist noch unklar. »Wir haben nicht mehr sehr viel Zeit«, sagt van Thiel, »wir müssen uns evakuierungsbereit machen.«

Dann ist Tania von Uslar-Gleichen an der Reihe. Ihre Mitarbeiter haben der Vizepräsidentin des Bundesnachrichtendienstes einen Sprechzettel vorbereitet. Van Thiel hat man angemerkt, dass er angespannt ist. Wer wäre das nicht in seiner Lage? Die Sprache der BND-Frau dagegen ist ausgewogen, bürokratisch, unterkühlt.



Sie trägt vor, was man ihr aufgeschrieben hat: Die Taliban hätten kein Interesse an der militärischen Einnahme Kabuls. Eine Übernahme der Stadt vor dem 11. September sei eher unwahrscheinlich. Ein vollständiger militärischer Abzug der internationalen Gemeinschaft und »diplomatische Absetzbewegungen« könnten diesen Prozess allerdings beschleunigen.

Van Thiel hört am Telefon zu. Er kann es kaum glauben. Die Afghanen lösen ihre Konten auf, die Lebensmittel werden teurer, der afghanische Präsident fliegt mit 56 Leuten nach Washington – und 39 bleiben gleich in den USA. Das alles hat er nach - Berlin gemeldet. Die Zeichen sind eindeutig. Warum nimmt man ihn nicht ernst?

Nach der Vizepräsidentin sind zwei ihrer Mitarbeiter an der Reihe. Van Thiel bekommt das nicht mit, er ist ja nur über Telefon zugeschaltet. Er muss unbedingt etwas sagen, so kann er das nicht stehen lassen, doch die Staatssekretärin schneidet ihm das Wort ab. Teilnehmer der Sitzung berichten später, Leendertse habe ganz offensichtlich die schlechten Nachrichten aus Kabul nicht hören wollen. Das Abwiegeln der BND-Frau passt besser zur politischen Linie des Ministeriums.

Zwar schränken Uslar-Gleichens Mitarbeiter jetzt ein, dass es natürlich auch ganz anders kommen könne, falls bestimmte »Triggerpunkte« erreicht würden. Im vertraulichen Ergebnisprotokoll aber, das später öffentlich wird, steht nur der fatale Satz: »Übernahme Kabuls durch TLB vor 11. 9. eher unwahrscheinlich.« Es ist die Bankrotterklärung des BND.

Van Thiel hängt noch in der Schaltkonferenz mit Berlin fest, als er eine indische Tickermeldung sieht. In dieser Nacht schon kämen die Taliban nach Kabul, liest er. Per Mail bietet er seinen Leuten eine Wette an. Wer liegt näher dran: die Inder oder der BND? »Ich setze auf die Inder«, schreibt er.

**Am Samstagmorgen bekommt Fisch** über WhatsApp eine Nachricht seines amerikanischen Kollegen. Man werde die Botschaft innerhalb der nächsten 72 Stunden verlassen, schreibt der Sicherheitsberater der US-Vertretung. Die Sicherheitssysteme der »Green Zone« würden runtergefahren, alle Partnernationen seien aufgefordert, ihre Botschaft ebenfalls zum militärischen Teil des Flughafens zu verlegen. Wer Unterstützung brauche, solle sich melden.

Fisch informiert van Thiel. Der ruft den amerikanischen Geschäftsträger an, doch der US-Diplomat eiert zunächst herum. 48 Stunden, sagt er schließlich laut van Thiel, so viel habt ihr noch.

Als Sicherheitsberater steckt Fisch in einer schwierigen Situation. Er ist Polizist und kein Diplomat, aber im Auslandseinsatz untersteht er dem Auswärtigen Amt. Das allerdings scheint seine Lageeinschätzungen konsequent zu ignorieren. Wie soll er sich verhalten?



Er telefoniert mit Dieter Romann, dem Präsidenten der Bundespolizei. Der gibt seinem Mann in Kabul einen heiklen Rat. Wenn er das Gefühl habe, die Botschaft müsse evakuiert werden, und das Auswärtige Amt spiele nicht mit, solle er die Diplomaten in »vorsorgliche Inobhutnahme« nehmen.

Fisch weiß, was das bedeutet. Wenn sich der Gesandte bockig anstellen sollte, würde er ihm die »Acht« anlegen und ihn mitnehmen. Handschellen also. Er erzählt das später, ohne die Miene zu verziehen. Romanns Empfehlung ist auch eher theoretischer Natur, tatsächlich beurteilen Fisch und van Thiel die Lage gleich.

**Von Wochenendruhe** kann in Berlin keine Rede sein. Am Samstagmorgen um acht konferiert Angela Merkel in einer Videoschleife mit allen Kabinettsmitgliedern, die in der Afghanistanfrage Karten im Spiel haben. Außen, Innen, Verteidigung. Auch Vizekanzler Olaf Scholz ist dabei.

Das Verteidigungsministerium hat die anderen Ressorts am Tag zuvor bei der Krisenstabsitzung mit der Ankündigung überrascht, »robuste Kräfte« nach Kabul schicken zu wollen. Es geht um 300 Männer und Frauen. Jetzt streiten sich die Koalitionspartner, ob der Einsatz ein Bundestagsmandat erfordert.

Im Auswärtigen Amt sorgen van Thiels Berichte aus Kabul für Unruhe. Was ist dran an den Meldungen, dass die Amerikaner abziehen wollen? Lässt sich das verifizieren? Die deutsche Botschafterin in Washington soll alle Kontakte anzapfen, der Politische Direktor und Staatssekretär Berger sollen jeweils ihre nutzen. Berger ist inzwischen aus dem Urlaub zurück.

In Berlin hofft man immer noch, dass es vielleicht doch nicht so schlimm kommen wird. Per Mail meldet sich Markus Potzel an diesem Samstag bei van Thiel. Der Diplomat war Afghanistanbeauftragter der Bundesregierung und hat in Doha monatelang mit den Abgesandten der Taliban verhandelt. Jetzt ist er designierter Botschafter für Kabul, an diesem Montag will er dort anfangen. Potzel fordert van Thiel auf, mit der ganzen Botschaft einfach in Kabul zu bleiben. So schnell würden die Taliban schon nicht nach Kabul kommen – und wenn, dann würden sie den Deutschen doch nichts antun. So gefährlich seien sie nicht.

Van Thiel lässt Potzel abblitzen »Dass die Taliban uns nichts tun wollen, ist nichts als eine unbewiesene Annahme«, schreibt er. Potzel versucht es jetzt bei Fisch, aber auch der hält die Idee aus Berlin für absurd. »Das Auswärtige Amt hat uns allein gelassen und in den Wochen vor der Evakuierung unsere Einschätzungen und operativen Vorschläge weitgehend ignoriert«, wird van Thiel später dem SPIEGEL sagen.

Nachmittags um vier bekommt Leendertse einen Anruf. Lageverschlechterung. Man brauche eine Entscheidung, ob die Botschaft schon am Sonntag zum Flughafen verlegt werden solle. Die Staatssekretärin setzt für 17.30 Uhr eine Schaltkonferenz an. Kabul ist



nicht eingeladen, die Verbindungsbeamten von Bundespolizei, BND und Verteidigungsministerium, die im Auswärtigen Amt ihre Büros haben, auch nicht. Es ist nicht das erste Mal, dass die anderen Ressorts bewusst außen vor gelassen werden, wenn es um Afghanistan geht. Warum? Weil die Leitung des Ministeriums keinen Widerspruch hören will?

Nach der Konferenz wird van Thiel unterrichtet. Ja, die Botschaft könne an den Flughafen verlegt werden, vorausgesetzt, die Arbeitsfähigkeit sei dort gewährleistet. Der Gesandte fragt nach. Wo, bitte schön, solle man denn am Flughafen arbeiten?

Da seien doch diese Container. Welche Container? Na, die Container, von denen Kabul berichtet habe. Van Thiel, so schildert er es später, denkt nach. Die Bundespolizei hatte gemeldet, dass sie einen Materialcontainer packen und zum Flughafen bringen wolle. Einen Material-, keinen Wohncontainer.

»Danke für die Entscheidung«, sagt er nach seiner Erinnerung, »wir sollen also in nicht vorhandene Wohncontainer am Flughafen verlegen, vorausgesetzt, dass wir dort voll arbeitsfähig sind. Sehr schön.«

**Den ganzen Tag über zerstören** Fisch und seine Männer das sensible Equipment der Botschaft. Jetzt sind die Server an der Reihe. Der des Auswärtigen Amts wird noch verschont. Wie soll van Thiel sonst mit Berlin kommunizieren? Aber das Gerät für die geheime Nato-Kommunikation ist schon mal fällig.

Fisch holt den IT-Experten der Vertretung. Wie kann man das am besten kaputt machen, will er wissen. Der Fachmann nimmt einen Hammer und drischt auf den Computer ein. »So macht man das«, sagt er.

Abends wird gegrillt. Die letzten Vorräte müssen aufgebraucht werden. Das restliche Fleisch landet auf dem Grill, es gibt ein Bierchen, aber dann kommt über Lautsprecher das Alarmsignal und der Ruf: »Incoming, incoming!«

Eine Drohne fliegt über das Gelände, alle rennen in die Schutzräume. Kurz darauf die Entwarnung: »All clear, all clear.«

So geht das zweimal an diesem Abend. Dann hat keiner mehr Lust aufs Grillen.

**Jens Arlt feiert an diesem Samstag** den siebten Geburtstag seiner Tochter nach. Er wohnt in der Nähe von Osnabrück. Jetzt sind die Gäste da, es gibt Kaffee und Kuchen, aber Arlt hat keine Ruhe.

»Ich muss mal telefonieren«, sagt er zu seiner Frau. »Ist irgendwas?«, fragt sie. »Ja«, sagt er, »es geht nach Afghanistan.« – »Wann?« – »Mittwoch.« – »Und du, bist du



dabei?« – »Ja«, sagt Arlt. – »Und heute?« – »Nö, heute noch nicht, aber ich muss bisschen telefonieren.« So schildert er den Dialog.

Arlt ist Kommandeur der Luftlandebrigade 1 in Saarlouis. In der Nacht hat der General drei Offiziere aus seinem Stab nach Potsdam zum Einsatzführungskommando geschickt. Den Vormittag über sind dort die Evakuierungspläne für Afghanistan auf den neuesten Stand gebracht worden. Jetzt steht fest, dass er die Operation führen wird.

In den nächsten Stunden, während des Kindergeburtstags, überschlagen sich die Ereignisse. Die Nachrichten, die aus Kabul kommen, werden immer bedrohlicher. Am frühen Nachmittag löst das Verteidigungsministerium mit Weisung Nummer zwei die formale Alarmierung aller betroffenen Einheiten aus.

Arlt klebt am Telefon. Noch gibt es keinen Einsatzbefehl, aber ihm ist klar, dass jetzt alles sehr schnell gehen wird. Nichts mehr mit erst Mittwoch. Er läuft in den Keller, um seine Ausrüstung zu checken. Seit seiner Zeit als Kommandoführer beim KSK liegt dort alles griffbereit in verschiedenen Kisten.

Da gibt es die Box mit dem Flecktarn, eine andere mit dem Wüstenkampfanzug. In einer Kiste lagern Kompass, Pistolenholster und die Sprechfunkausrüstung. Er muss nur zugreifen, dann hat er für den jeweiligen Einsatz die richtige Ausrüstung dabei.

Als die Geburtstagsparty vorbei ist, verabschiedet er sich. Solange er im Einsatz ist, meldet er sich nie zu Hause, schon aus Selbstschutz nicht. Seine Frau kennt das. Sie weiß, dass sie ihren Mann die nächsten Wochen nicht mehr sprechen wird. Es ist 19 Uhr, als der General ins Auto steigt. Er muss nach Saarlouis zu seiner Einheit.

**Am Sonntagmorgen bekommt Fisch** über WhatsApp eine neue Nachricht seines amerikanischen Kollegen. Um 17 Uhr werde man genau das umsetzen, was man in der letzten Nachricht schon angekündigt habe, schreibt der Sicherheitsberater der US-Vertretung. Die Botschaft werde geräumt und die Sicherung der »Green Zone« eingestellt.

Ohne die »Green Zone« aber ist die deutsche Botschaft schutzlos. Fisch weiß, dass jetzt evakuiert werden muss. Er schaltet sich mit seinem Spezialcode auf die Überwachungskameras des amerikanischen Zeppelins, der über der Stadt steht. Was er dort sieht, überrascht ihn nicht. Chaos auf den Straßen.

Er bespricht sich mit seinen Polizeiführern. »Mot-Transport schließe ich aus«, sagt er nach seiner Erinnerung, »wie seht ihr das?« Alle stimmen zu. Mit dem Auto zum Flughafen wäre Wahnsinn.

Mittags gegen halb eins ruft Fisch den Battle Captain der Amerikaner an. »Wir würden gern eure Lufttransportkapazitäten in Anspruch nehmen«, sagt er. »Wie viele



seid ihr?«, fragt der Amerikaner laut Fisch zurück. »Um die 80.« Er rundet sicherheitshalber ein wenig auf, am Ende werden es nur 43 sein.

»Okay, dann kommt jetzt sofort.« – »Das habe ich verstanden, aber wir haben noch ein paar Dinge zu erledigen. Wir sind so gegen 16 Uhr da.« – »Entweder ihr kommt jetzt, oder ihr kommt gar nicht.« Dann legt der Amerikaner auf.

Fisch läuft zu van Thiel. Die beiden sich einig. Es muss sofort evakuiert werden. Der IT-Experte fragt, ob er jetzt den Server des Auswärtigen Amts zerstören solle. »Einen Moment«, sagt van Thiel, »eine Mail noch.«

Um 13.04 Uhr schreibt er an die Zentrale: »Wir machen uns abmarschbereit. HABEN WIR GRÜNES LICHT?« Dieses Mal geht es schnell. Um 13.05 Uhr kommt die Antwort: »Haben Sie! Mit freundlichen Grüßen Informationsmanager/-in.« Um 13.06 Uhr setzt der Gesandte seine letzte Mail aus der Botschaft ab: »Danke! Wir sind dann erst mal nur noch per Telefon erreichbar. Wir zerstören die IT. Schönen Sonntag noch; Ende.«

Im Hof der Botschaft steht der Konvoi mit den gepanzerten Wagen bereit, die Fisch und seine Männer bei ihrer Zerstörungsaktion verschont haben. Sie sind beschriftet. Jeder weiß, auf welchem Platz er sitzt, dann geht das Durchzählen schneller. Acht Kilo Gepäck sind erlaubt. Die Polizisten haben ihre Rucksäcke so voll mit Munition gestopft, dass sie kaum etwas anderes mitnehmen können.

Fischs Männer melden Vollständigkeit. Alles ist erledigt, selbst die beiden Schildkröten sind gefüttert worden. Fisch gibt das Aufbruchssignal. Um 13.31 Uhr verlässt der Konvoi das Botschaftsgelände.

**Annegret Kramp-Karrenbauer** ist an diesem Wochenende zu Hause in Püttlingen im Saarland. Weil es in Berlin in der Ferienzeit normalerweise ruhig ist, hat sie sich die nächsten Tage mit Wahlkampfterminen zugepflastert, aber daraus wird nun wohl nichts.

Am Sonntagmorgen telefoniert die Verteidigungsministerin mit der Kanzlerin. Es ist so weit, sie muss den Einsatzbefehl geben. Merkel hört zu, dann gibt sie ihr Okay.

Das Ministerium erlässt Weisung Nummer drei. Damit ist die Evakuierungsoperation autorisiert. Die Militärplaner in Potsdam, die inzwischen rund um die Uhr arbeiten, werden angewiesen, bis 20 Uhr einen Operationsplan vorzulegen.

Jetzt ist Druck im Kessel, der Bundeswehr rennt die Zeit davon. Ein Erkundungskommando wird es nicht mehr geben, die Truppe muss »hot« nach Kabul gehen, ohne Vorauskräfte. Der Zeitpunkt, an dem die ersten Maschinen vom Fliegerhorst Wunstorf bei Hannover starten sollen, wird auf Montag früh um fünf festgesetzt.



Kramp-Karrenbauer lässt sich nach Bonn fahren, in ihr Büro im zweiten Dienstsitz des Verteidigungsministeriums auf der Hardthöhe. Da gibt es »rote Leitungen«, verschlüsselte Kommunikationsverbindungen, die nicht abgehört werden können.

Nachmittags berät sie mit den Militärs. Was ist mit dem KSK? Sollen auch Kommandosoldaten mitgehen? Die Ministerin ist dafür, sie will einen »robusten« Einsatz. Besser, man ist auf das Schlimmste eingestellt. Ihre Offiziere finden das auch. Um 17.30 Uhr geht der Alarmierungsbefehl raus ans Kommando Spezialkräfte in Calw.

**Sie hat gewartet**, gezögert und diesen Moment immer weiter rausgeschoben. Jessica Meinhardt graut vor diesem Anruf. Doch jetzt hilft nichts mehr, gleich muss sie ihr Handy abgeben. Es ist Sonntag Abend, als sie die Nummer ihrer Mutter wählt.

Alles hat damit angefangen, dass gestern um 8.30 Uhr der Spieß anrief. An einem Samstagmorgen. Da wartet man erst mal zwei, drei Sekunden und überlegt, bevor man rangeht. Was mag passiert sein? »Jessie«, sagt der Spieß, »wir sind alarmiert worden.« So erzählt es Meinhardt später.

Sie ist ein wenig stolz darauf, wie sie reagiert hat. Ganz trocken. »Und jetzt?«, habe sie gefragt. Mehr nicht. »Notice to move«, sagt der Spieß, »Mobilisierung.« – »Okay, gib mir 'ne Zeit.« – »Frühstücke erst mal in Ruhe, und dann komm in die Kaserne. 13 Uhr Sammeln.«

Meinhardt ist Stabsunteroffizier im Fallschirmjägerregiment 31 im niedersächsischen Seedorf. Zwei wechselnde Kompanien der Einheit werden in ständiger Bereitschaft gehalten, um im Notfall deutsche Staatsbürger im Ausland militärisch evakuieren zu können.

Alles klar, denkt Meinhardt, mal wieder ein Wochenende verschenkt. Und am Montag sitzen alle ganz normal im Büro, weil's nur eine Übung war. Doch als sie um eins in die Kaserne kommt, sagt der Spieß: »Evakuierungsoperation«. Viel mehr sagt er nicht. Und dann sitzen sie da und warten und trinken Kaffee und sehen, wie der Chef von einer Besprechung zur nächsten rennt. Infos gibt es nur bröckchenweise. Sie weiß also nicht, was wirklich Phase ist. Das ist normal, schon um die Sicherheit nicht zu gefährden. Damit niemand zu Hause anruft und sagt, Schatz, ich fliege gleich da und da hin, während irgendwelche Agenten mithören.

Es geht also hin und her, bis in den Abend, und dann heißt es: »Notice to move morgen früh um acht.« Okay, denkt Meinhardt, das wird jetzt scharf geschaltet, aber was heißt das schon? Scharf geschaltet wurde schon oft. Und am Ende blieben die Seedorfer Fallschirmjäger dann doch daheim, und das KSK wurde geschickt.

Als es um die Frage geht, wer nun mitkommen soll, sagt sie nach ihrer Erinnerung: »Mensch, Spieß, ihr könnt doch bestimmt Frauen gebrauchen.« Sie will nicht, dass es





heißt, du bist Mama, du bist alleinerziehend, du bleibst besser hier. Sie ist schließlich genauso Soldat wie alle anderen auch.

Der Spieß habe ein bisschen gezögert. »Bist du dir sicher?«, habe er gefragt, aber sie ist sich sicher. Sie will mit, und sie hat auch einen Plan. Man wird die Leute am Flughafen durchsuchen müssen. Wer soll das bei den Frauen machen, wenn nicht eine Frau?

Jetzt ist Sonntag Abend, sie hat ihre Waffe bekommen, gleich müssen die Handys abgegeben werden, dann Antreten und Aufsitzen auf die Busse nach Wunstorf zum Fliegerhorst. Nach einer Übung sieht das nicht aus.

Meinhardt wählt die Nummer ihrer Mutter. Die beiden Kinder sind in den Sommerferien bei der Oma, der Große wird 13, die Lütte bald 8. Sie versucht, es knapp zu halten. »Wir verlegen heute«, sagt sie, »es geht nach Afghanistan. Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird.«

Sie bekommt nicht mehr ganz zusammen, wie die Mama reagiert hat. Auf jeden Fall panisch. Vielleicht hat sie auch gefragt, ob Jessica noch alle Tassen im Schrank hat. Und dann kam nichts mehr. Nur noch Schweigen.

Später ruft sie noch mal an. Da ist der Sohn dran. Meinhardt schildert das Gespräch später so: Erst will sie es ganz kurz machen, aber das kann sie nicht. Sie sagt ihm also, dass sie ihn lieb habe und all das, und ob er ihr mal Oma geben könne. Dann hört sie im Hintergrund die Kinder, sie habe nicht gedacht, dass es so schlimm wird. Nee, denkt sie, der Abschied ist jetzt echt krass. Wo sie doch selbst keine Ahnung hat, was ihr bevorsteht in Afghanistan.

**Oberleutnant Marc-André Hinzmann** weiß ziemlich genau, was auf ihn zukommen wird. Er ist für Taschkent eingeplant. Am Flughafen der usbekischen Hauptstadt soll er mit seinen Feldjägern die Menschen kontrollieren und registrieren, die von der Bundeswehr aus Kabul eingeflogen werden, bevor sie weiter nach Deutschland fliegen.

Am Abend hat er sich seinen 16 Männern vorgestellt. Sie kommen aus der ganzen Republik, die meisten kennt er nicht. Fast alle haben mehr Erfahrung als der junge Oberleutnant, der jetzt ihr Chef ist. Taschkent ist Hinzmanns erster Auslandseinsatz.

Da steht er nun vor diesen langgedienten Feldwebeln, von denen manche schon etliche Einsätze hinter sich haben, und sagt ihnen, was ihm wichtig ist. Ein korrektes Auftreten, eine tadellose Uniform und dass alle Coronavorschriften im Gastland beachtet werden.

Am frühen Montagmorgen, so schildert Hinzmann diese Stunden, fahren sie nach Wunstorf. Einen solchen Auflauf hat er nicht erwartet. Überall Fotografen, Kameras



und Scheinwerfer an den Zäunen des Fliegerhorstes. Auf dem Rollfeld warten schon die schweren A400M-Transportmaschinen.

Es sind so viele Soldaten hier, dass er mit seinen Männern draußen vor dem Kasernenzaun auf dem Boden sitzt. Sie schieben Patronen in ihre Magazine. Ein Luftwaffenoffizier drückt ihm eine Passagierliste in die Hand. Er soll checken, ob alle drauf sind.

Alles okay, aber oben auf der Liste steht nicht Taschkent, sondern Kabul. Warum das? »Es gibt auch eine Maschine nach Taschkent«, sagt der Luftwaffenmann, »soll ich Sie auf die buchen?« Tja, aber vielleicht hat es ja einen Grund, dass da Kabul steht. Hinzmann fragt lieber noch mal nach.

Er ruft das Kommando Feldjäger in Hannover an. »Prüfen wir«, heißt es da nach seiner Erinnerung, »wir melden uns.« Es dauert nicht lange, bis der Rückruf kommt. »Ist richtig mit Kabul.« – »Oh«, sagt Hinzmann, »und was soll ich da machen?« – »Fliegen Sie erst mal los. Kriegen Sie schon hin.«

Der Oberleutnant geht zu seinen Jungs. »Kleine Änderung«, sagt er, »es geht nach Kabul.«

Er blickt in freudige Gesichter. Seine Männer haben Bock auf Kabul. Er auch.

**Es ist dunkel**, als »German Airforce 309« am Montagabend den turkmenischen Luftraum verlässt. Die Bodenstation in Türkmenabat hat die Frequenz des nächsten Sektors durchgegeben und sich dann von den Deutschen verabschiedet.

Kommandant Stefan Richter (der in Wirklichkeit anders heißt) und sein Co-Pilot gehen auf die neue Frequenz. Es ist nicht mehr weit zur Grenze, sie müssen ihren Flug beim afghanischen Controller anmelden, doch Kabul antwortet nicht.

»Lass uns reinfliegen«, sagt Richter zu seinem Co-Piloten. Ein paar Minuten lang hören sie noch das Brabbeln des zivilen Funkverkehrs von der turkmenischen Seite, das immer leiser wird, dann, so Richter später, habe Stille geherrscht.

Die Crew des A 400M ist angespannt. Bei ihrem Tankstopp in Baku in Aserbaidschan haben die Männer am Mittag die Bilder vom Kabuler Flughafen auf ihren Handys gesehen, die Videos von verzweifelten Afghanen, die sich beim Start an eine der riesigen C-17-Transportmaschinen der Amerikaner klammerten.

Was mag sie erwarten in Kabul? Der Stopp in Baku hat nicht anderthalb, sondern vier Stunden gedauert. Jetzt sind sie viel zu spät, es ist schon dunkel, und sie wissen nicht, ob sie landen können.



Nach einer Viertelstunde taucht vor ihnen der Flughafen der Hauptstadt auf. Die Landebahn ist unbeleuchtet, der Funk tot. Es ist unheimlich. Systematisch suchen sie die Frequenzen ab. Nichts. Sie wissen, dass eine amerikanische Awacs-Maschine in der Nähe sein muss, doch die meldet sich nicht.

Der A 400M kreist jetzt 20 Meilen südwestlich von Kabul in 8000 Meter Höhe. Die Piloten sehen über sich in der Dunkelheit einen amerikanischen B-1-Bomber, der seine Positionslichter abgedimmt hat. Ab und zu taucht er als Objekt auf ihren Radarschirmen auf, dann verschwindet er wieder. Sie funken ihn an. Keine Antwort.

Nach einer Dreiviertelstunde hören sie ein leises Krächzen in ihren Kopfhörern, offenbar eine US-Maschine, die Kontakt zum Boden hat. Jetzt haben sie endlich eine Frequenz und dann auch eine Verbindung.

Der amerikanische Militärcontroller meldet sich unter seinem Rufzeichen »Hitman«. Später stellt sich heraus, dass er neben der Landebahn unter einem Partypavillon sitzt und mit einem einfachen Handfunkgerät den kaputten Tower ersetzt.

Er hat keine guten Nachrichten. Der Flughafen ist bis auf Weiteres gesperrt und die Landebahn immer noch nicht frei, aber Richter kann warten. Sie haben in Baku so viel getankt, dass sie zwei, drei Stunden über Kabul kreisen können. Irgendwann meldet sich »Hitman« wieder. »Cleared to land«, sagt er, »on your own risk.« Landefreigabe, aber auf eigene Gefahr.

Die Landung in Kabul ist schon zu normalen Zeiten nicht einfach. Der Flughafen liegt auf 1800 Meter Höhe, und im Sommer ist es auch nachts oft heiß. Dadurch ist die Luft so wenig tragfähig, dass Flugzeuge bis unmittelbar vor dem Aufsetzen mit sehr hoher Geschwindigkeit anfliegen müssen, um den fehlenden Auftrieb auszugleichen.

Richter und sein Co-Pilot dunkeln ihre Maschine vollständig ab, sie wollen kein Ziel abgeben, dann gehen sie steil nach unten. Ohne Positionslichter und Landescheinwerfer fliegen sie nun mit hohem Tempo in der Nacht eine Landebahn an, die unbeleuchtet ist.

Als sie auf etwa 1000 Meter Höhe sind, ordnet »Hitman« plötzlich an, den Anflug abubrechen. Menschen auf der Bahn.

Der Kommandant zieht die schwere Maschine nach oben, um aus dem Talkessel von Kabul rauszukommen. Das kostet enorm viel Sprit. Sie kreisen wieder und hoffen auf eine zweite Chance, aber die kommt nicht mehr. Um 22 Uhr Ortszeit bleibt ihnen gerade noch genug Kerosin, um Taschkent zu erreichen. »GAF 309« dreht ab und fliegt nach Norden, Richtung Usbekistan.



## »Sie ist tot«

*Vor einem Jahr überrennen die Taliban Kabul. In letzter Minute werden die Leute der deutschen Botschaft an den Flughafen evakuiert. Jetzt soll die Bundeswehr sie rausholen – und dazu einige Tausend Menschen, die vor den Islamisten fliehen. Die Soldaten finden am Flughafen Chaos und Verzweiflung vor. Zweiter Teil.*

Von Matthias Gebauer und Konstantin von Hammerstein, DER SPIEGEL, 06.08.2022

*Am Sonntag, dem 15. August 2021, werden 43 Männer und Frauen der deutschen Botschaft in Kabul mit drei US-Hubschraubern aus der schwer gesicherten »Green Zone« der afghanischen Hauptstadt zum Flughafen geflogen – gerade noch rechtzeitig. Am Nachmittag schon werden Talibankämpfer in den Palast des geflohenen Präsidenten eindringen.*

*Der deutsche Gesandte Jan Hendrik van Thiel und der Sicherheitsberater der Botschaft, ein GSG-9-Mann mit dem Decknamen Fisch, hatten die Vorbereitungen zur Evakuierung auf eigene Faust vorangetrieben – gegen den erklärten politischen Willen Berlins.*

*Die Planungen der Bundeswehr für eine Rettungsmission laufen an jenem Wochenende auf Hochtouren, am Sonntagvormittag gibt Bundeskanzlerin Angela Merkel ihr endgültiges Okay. Am nächsten Morgen starten die ersten Militärmaschinen vom Fliegerhorst Wunstorf Richtung Afghanistan.*

**Die Besprechung in der amerikanischen Operationszentrale** auf dem Flughafen von Kabul ist an diesem Montagmorgen, dem 16. August, fast beendet, als die Hölle losbricht. Ein Bundespolizist, verantwortlich für die Sicherheit des deutschen Gesandten Jan Hendrik van Thiel, stürmt in den Raum. »Fisch«, sagt er, »ich muss dich sofort sprechen!«

Draußen fallen Schüsse, die Sirenen heulen, und aus den Lautsprechern dröhnt die Durchsage: »Ground Attack! Ground Attack!« Wenn Fisch, der Sicherheitsberater der deutschen Botschaft, auf den Gang geht, sieht er schwer bewaffnete US-Soldaten auf ihre Positionen rennen. Eine wüste Schießerei ist im Gange, doch der deutsche Beamte weiß nicht, was los ist. Wie eingesperrt sitzt er an diesen Montagmorgen neben dem Diplomaten van Thiel im US-Hauptquartier in der »Joint Operation Cell«. Zelle ist das richtige Wort, es gibt kein Fenster.



Gestern schon hockten die deutschen Diplomaten und ihre Sicherheitsleute mehrere Stunden im Schutzraum, weil die Taliban eines der Flughafentore angriffen. Die Islamisten stehen am großen Kreisel an der Flughafenstraße. Haben sie jetzt ihren Großangriff gestartet?

GSG-9-Mann Fisch schärft dem Gesandten ein, auf keinen Fall den Raum zu verlassen, dann läuft er mit seinem Kollegen aus dem Gebäude. Es scheint, als würde auf dem ganzen Flughafengelände geschossen, aber die beiden Männer können nicht erkennen, wer auf wen feuert. Das amerikanische Hauptquartier liegt eingeklemmt zwischen Hallen und Containerbüros.

»Die Situation war beängstigend«, wird Fisch später sagen. Er sitzt mit van Thiel und dem Personenschützer bei den Amerikanern auf dem einen Teil des Flughafens – der Rest des deutschen Teams, die drei Männer des BND und die kleine Rumpfmannschaft der Botschaft sind abgeschnitten auf einem anderen. Überall wird geschossen, die Amerikaner lassen niemanden gehen, nicht in dieser Lage. So warten die Deutschen und warten, die Minuten ziehen sich zu Stunden, es ist nervenzerfetzend. Dann kommt endlich ein amerikanischer General, der sagt, was Sache ist.

Nicht die Taliban rücken an, sondern Tausende Afghanen, auf der Flucht vor den Islamisten. Sie haben erst den zivilen Teil des Flughafens gestürmt und dann die Landebahn. Jetzt versuchen britische und amerikanische Marines, die Männer, Frauen und Kinder mit Warnschüssen über die Köpfe hinweg zurückzuhalten.

Als die Schießerei etwas nachlässt, laufen Fisch, sein Kollege und der Gesandte van Thiel zum Gebäude 508, in dem die anderen Deutschen untergebracht sind. Dort hocken die drei BND-Männer auf dem Boden und sind dabei, ihre Computer zu zerstören, damit sie niemandem in die Hände fallen. Auf den Gängen stehen Bundespolizisten, bis an die Zähne bewaffnet, und Spezialkräfte aus Tschechien, Spanien und Italien. Die Stimmung ist angespannt. Sollte das Gebäude gestürmt werden, müssten sie mit scharfer Munition auf unbewaffnete Menschen schießen.

Auf dem Weg hat Fisch die Kampfubschrauber gesehen, mit denen die Amerikaner versuchen, im Tiefflug die Menschen von der Landebahn zu vertreiben. Und er hat im Ohr, was der US-General gesagt hat: Der Flughafen ist bis auf Weiteres gesperrt – es kann also keine deutsche Maschine landen.

**Die ersten beiden Tage am Flughafen** liefen nicht schlecht, findet van Thiel. Er hat eine Menge erreicht, seit die Amerikaner mit ihren Hubschraubern die 43 Deutschen gestern zum Flughafen brachten. Er habe seinen Leuten freigestellt, am Abend noch mit US-Maschinen nach Doha auszufliegen, wird er später berichten. Er selbst hätte auch ausfliegen können. Vermutlich wäre das der Zentrale in Berlin ganz recht gewesen, denkt er.



Aber wie soll er abhauen, wenn er den afghanischen Ortskräften der Botschaft noch vor drei, vier Tagen versprochen hat, sie auf keinen Fall zurückzulassen? Nein, das kann er nicht. Er muss alles dafür tun, diese Menschen, die jahrelang für Deutschland gearbeitet haben, rauszuholen.

Ein paar seiner Leute aus dem deutschen Botschaftsteam hat er dennoch nach Hause geschickt. Sie wollten unbedingt bleiben, es gab Tränen, aber er hat gemerkt, dass sie mit ihren Nerven am Ende waren. Jetzt sind sie noch zwölf: drei Diplomaten, sechs Bundespolizisten, die drei Männer vom BND.

Dann geht van Thiel zu den Amerikanern, zum Botschafter und zu den Militärs, um Landeslots für die deutschen Flieger auszuhandeln. Doch die Amis lassen keine rein. Nur die eigenen Maschinen und die der Briten. Er habe das sogar verstanden, sagt van Thiel.

Warum? Weil die Amerikaner mit ihren riesigen C-17-Transportern eine Luftbrücke nach Doha einrichten wollen, da stören diese vielen kleineren Nationen nur, die mit ihren ein, zwei Maschinen die Abstellflächen blockieren. Da sie ihre Staatsbürger doch genauso gut mit US-Maschinen ausfliegen könnten.

Aber es hilft nichts, van Thiel muss sich jetzt durchsetzen. Okay, hätten die Amerikaner schließlich gesagt, wer schon im Landeanflug sei, dürfe rein. Der deutsche Gesandte interpretiert das großzügig. Die ersten beiden A 400M der Bundeswehr stehen zwar im Moment noch in Baku in Aserbaidschan beim Tankstopp, aber sie sind in Deutschland immerhin schon losgeflogen. Wenn das kein Anflug ist.

Dann heißt es, die Amerikaner wollten ein weiteres Flughafentor aufmachen. »Okay«, sagt van Thiel, »das ist dann unser Gate.« Er braucht dringend eine Aufgabe für die Bundeswehr, damit die deutschen Soldaten überhaupt reingelassen werden. Es geht hin und her, dann steht der Deal: Die Amerikaner fertigen am North Gate ihre Staatsbürger und Ortskräfte ab, die Deutschen übernehmen dort mit einer eigenen Schleuse den Rest der Welt.

Jetzt braucht er noch eine Unterkunft für die 240 Männer und Frauen der Bundeswehr, die hoffentlich bald einfliegen. Die Amerikaner können nicht weiterhelfen, aber dann meldet sich plötzlich ein niederländischer Diplomat bei ihm. Die Niederländer haben ihre Botschaft schon vor Tagen an den Flughafen verlegt. »Jan«, habe ihn der niederländische Gesandte gefragt, »willst du unser Gebäude haben? Wir fliegen gleich raus.«

**Am Abend bekommt Fisch** einen Anruf. Es ist der Adjutant von General Jens Arlt, dem Kommandeur der Evakuierungsoperation. »Wir sind in der Luft«, sagt der Offizier, »wir brauchen eine Landegenehmigung.« – »Das können Sie vergessen«, gibt Fisch später den Dialog wieder, »es gibt keine Landegenehmigung.« – »Wir brauchen aber



eine, wir kreisen.« Fisch schildert ihm, was los ist am Flughafen. Totales Chaos. Wie soll man da landen?

Und so kreist Arlts Maschine stundenlang über Kabul, bis ihr der Sprit ausgeht. Um 22 Uhr muss »German Air Force 309« abdrehen, Richtung Usbekistan. Jetzt hat Fisch den nächsten Anrufer am Telefon. Dieses Mal ist es ein Mann, der sich unter seinem Decknamen »Tobias« meldet, ein Oberstleutnant des Kommandos Spezialkräfte (KSK). Er wollte eigentlich zum Angeln nach Brandenburg, stattdessen sitzt er nun in der zweiten Luftwaffenmaschine, die über Kabul kreist. Fisch ist GSG-9-Mann, Tobias Kommandosoldat beim KSK. Man kennt sich.

Gerade hat Tobias mit General Arlt telefoniert, der frustriert und enttäuscht auf dem Rückweg nach Taschkent ist. Tobias berichtet später, dass ihm Arlt als nun ranghöchstem Offizier das Kommando über die Männer und Frauen an Bord übertragen und sich dann mit einem beherzten »Viel Glück!« verabschiedet habe.

Tobias hat tatsächlich mehr Glück als der General. Seine Maschine darf runter, kurz bevor auch sie wegen Spritmangels hätte abdrehen müssen. Die Landebahn ist immer noch unbeleuchtet, die Piloten wissen nicht, ob sie frei ist, und so gehen sie nach dem Aufsetzen so stark in die Eisen, dass sich die Bremsen auf mehr als 1000 Grad erhitzen. Binnen Sekunden herrscht im Innern des Fliegers eine Bullenhitze. Später, zurück in Taschkent, müssen alle 14 Reifen des A 400M ausgewechselt werden.

Fisch wartet an der Parkposition. Mitternacht ist vorbei, er sieht die große Transportmaschine heranrollen. In der Dunkelheit scheinen die Räder rot zu glühen, es sind die Bremsen.

Als die Rampe runterfährt, stürmen schwer bewaffnete Soldaten aus dem Flugzeug und ziehen einen Sicherungsring um die Maschine. Auch auf Fisch und sein Empfangskomitee sind Waffen gerichtet. »Andere Richtung bitte«, ruft Fisch, »wir sind die Guten!« Dann begrüßt er seinen alten Kameraden Tobias.

**Auch Oberleutnant Marc-André Hinzmann** ist mit dieser Maschine gelandet, jetzt läuft er mit Waffe, Helm und Rucksack über den Flughafen. Vorbei an leeren Lagerhallen und verlassenen Gebäuden. An Autos, die herumstehen, Türen offen, die Windschutzscheiben von Kugeln durchsiebt oder eingeschlagen.

Es ist mitten in der Nacht, aber immer noch liegt eine drückende Hitze auf dem Beton. Der junge Oberleutnant sieht die Kleidung auf den Wagensitzen, die halb vollen Getränkebecher, die aussehen, als wäre der Kaffee noch warm.

Bei manchen Autos steht der Kofferraum offen, aber niemand scheint Zeit gehabt zu haben, die vollen Taschen mitzunehmen. Wie groß muss die Angst gewesen sein, wenn man auch die letzte Habe einfach stehen und liegen lässt?



Diese Bilder seien ihm bekannt vorgekommen, wird Hinzmann später erzählen. Er hat alle Folgen der US-Serie »The Walking Dead« gesehen. Der Flughafen von Kabul in dieser Nacht sieht so aus wie die Welt nach der Zombie-Apokalypse.

**Am Dienstagmorgen um elf Uhr** stehen Hunderte Afghanen vor dem nördlichen Tor des Flughafens. Junge Männer schwenken Babys in der Luft, um auf sich aufmerksam zu machen. Sie schreien, drängeln, wedeln mit Pässen und Dokumenten in Klarsichthülle. Frauen, Kinder und alte Männer werden rücksichtslos zur Seite gestoßen. Alle wollen rein in ein Flugzeug, raus aus Kabul.

Die Menge quetscht sich auf einem Streifen zwischen der hohen Betonmauer des Flughafengeländes und der Russian Road. Auf dieser Durchgangsstraße patrouillieren Talibankämpfer, die mit Kalaschnikows auf der Ladefläche ihrer Autos stehen, um sie für den Verkehr freizuhalten.

Noch sind die Stahltore des North Gate geöffnet. Eine Kette von U. S. Marines versucht, die Menschen zurückzuhalten. Sie werden unterstützt von Männern der berühmten Unit 01 »Cobra« des afghanischen Geheimdiensts NDS.

Die CIA hat den Angehörigen dieser Spezialeinheit versprochen, sie nach dem Ende der Evakuierung mit ihren Familien in die USA auszufliegen. Dafür erledigen sie nun für die Amerikaner und ihre Verbündeten die Drecksarbeit.

Mit Kalaschnikows feuern sie über die Köpfe hinweg oder stoßen mit Gewehrkolben die Menschen vom Tor weg. Wenn das nicht hilft, werfen sie Rauchgranaten in die Menge. Der Munitionsverbrauch der Männer ist so hoch, dass ein Pick-up-Truck alle paar Stunden neue Säcke mit Nachschub bringen muss.

In der Schleuse hinter dem Tor steht an diesem Morgen der Geschäftsmann Chris Klawitter. Die Botschaftsleute haben ihm eine Liste mit Hunderten Namen in die Hand gedrückt – deutsche Staatsbürger und afghanische Ortskräfte. Vielleicht gelingt es Klawitter ja, einige von ihnen aufs Flughafengelände zu holen.

Klawitter selbst hätte am Sonntagabend mit der nächsten US-Militärmaschine nach Doha ausfliegen können, aber da hatte er schon andere Pläne. »Was haltet ihr davon, wenn ich euch helfe?« Van Thiel hat das Angebot gleich angenommen.

Es gibt nicht viele Deutsche, die sich in Kabul so gut auskennen wie Klawitter. Der Hamburger lebt seit zwei Jahrzehnten in der afghanischen Hauptstadt. Sein Geld verdient er als Logistikdienstleister für die westlichen Militärs. Er kennt in der Hauptstadt Gott und die Welt und spricht fließend Persisch. Damit beherrscht er auch das Dari-Persisch, das in Kabul gesprochen wird.





»Nur damit eins klar ist: Ich will kein Geld von euch«, habe er van Thiel gesagt, berichtet er später. Er habe nur helfen wollen. Und so steht dieser Riese mit dem grau melierten Bart nun als Einziger ohne Helm, Waffe und Schutzweste in der glühend heißen Augustsonne zwischen Soldaten, Polizisten und Geheimdienstagenten am North Gate.

Ein Privatmann ist es also, der in den nächsten Tagen eine der gefährlichsten Aufgaben übernimmt, die die Deutschen zu vergeben haben. Meist steht Klawitter vor dem Tor zwischen U. S. Marines und der afghanischen »Cobra«-Einheit und damit dort, wo deutsche Beamte und Militärs eigentlich nicht hindürfen, weil es zu riskant ist. An diesem Dienstag gelingt es ihm, die ersten 150 Menschen auf den Flughafen zu holen, darunter Deutsche, Franzosen, Belgier und eine afghanische Staatsanwältin.

**Berlin ist inzwischen aufgewacht**, aber das wird nun auch zum Problem. Monatelang hat die Bundesregierung die Lage am Hindukusch schöneredet und alle Alarmmeldungen ihrer Botschaft in Kabul ignoriert. Bis zuletzt konnten sich die Ministerien nicht darauf einigen, welchen Ortskräften der Deutschen geholfen werden sollte.

Und jetzt, mitten im sommerlichen Bundestagswahlkampf? Hält das Drama von Kabul die Welt und die Deutschen in Atem. Wer politisch bestehen will, muss jetzt beweisen, dass er der Krise gewachsen ist. Damit steigt das Risiko für Überreaktionen.

Außenminister Heiko Maas hält sich Probleme gern vom Leib. In den vergangenen Wochen hat der Sozialdemokrat kein einziges Mal mit seinem Mann in Kabul telefoniert, um sich die Situation vor Ort schildern zu lassen. Nun muss er sich vor laufenden Kameras Asche aufs Haupt streuen. »Wir haben die Lage falsch eingeschätzt«, sagt er am Montag, »es gibt da nichts zu beschönigen.« Im SPIEGEL wird er wenig später dem BND die Schuld zuschieben. Der Geheimdienst hatte nicht damit gerechnet, dass die Taliban Kabul überrennen.

Maas kämpft in diesen Tagen um sein politisches Überleben. Monate später wird er im Interview mit der »Süddeutschen Zeitung« bekennen, dass er dem SPD-Kanzlerkandidaten Olaf Scholz während der Evakuierungsoperation den Rücktritt angeboten habe. Man sei aber gemeinsam zum Ergebnis gekommen, dass ein Rücktritt zu dem Zeitpunkt die falsche Entscheidung gewesen wäre.

Jetzt aber ist Maas kaum wiederzuerkennen. Plötzlich delegiert der Minister das Afghanistanproblem nicht mehr an seine Staatssekretärin und leitet die tägliche Krisenstabssitzung im Auswärtigen Amt meist selbst.

Auch seine CDU-Kollegin Annegret Kramp-Karrenbauer ist oft per Video zugeschaltet. Fast Tag und Nacht sitzt die Verteidigungsministerin in ihrem Büro im Berliner Bendlerblock mit ihren Generälen und engsten politischen Beratern zusammen.



Manchmal ruft einer: »Die Lage schreit nach Kuchen!« Dann bringt ein Lieferdienst große Mengen Kuchen oder Pizza, die »AKK« oft persönlich im Haus verteilt.

Jetzt, da es viel zu spät ist, kann die Regierung plötzlich gar nicht genug Leute aus Kabul holen. Auf der offiziellen Krisenvorsorgeliste (ELEFAND) des Auswärtigen - Amtes haben gerade einmal 90 Deutsche gemeldet, dass sie in Afghanistan sind.

Tatsächlich halten sich aber mehrere Hundert deutsche Staatsbürger im Land auf, als die Taliban die Macht übernehmen. Die meisten sind gebürtige Afghanen mit deutschem Pass, die in Kabul leben. Bei der Botschaft haben sie sich nie gemeldet, sie waren ja in ihrer Heimat. Doch jetzt rufen sie im Minutentakt die Hotline des Auswärtigen Amtes an, die dem Ansturm nicht gewachsen ist. Eilig werden aus dem ganzen Haus Leute zum Telefondienst abgestellt, auch die Nachwuchs-Attachés aus der Diplomatenschule. Es hilft nichts. Viele Anrufer brauchen Stunden, um durchzukommen, wenn sie es überhaupt schaffen. Dann werden sie oft getröstet, und niemand ruft zurück.

Auch die Liste der deutschen Ortskräfte wird von Tag zu Tag länger. Monatelang hat sich das Entwicklungshilferessort gestraubt, seine lokalen Mitarbeiter aus dem Land zu holen. Jetzt meldet das Ministerium überraschend, dass sich mehr als 1000 Helfer gemeldet hätten, die unbedingt fliehen wollten. Zählt man ihre Angehörigen dazu, stehen nun gut 4300 Namen allein auf der Liste dieses Ministeriums.

Maas, Kramp-Karrenbauer und ihre Mitarbeiter werden bombardiert mit immer neuen Namen von Menschen, die dringend gerettet werden müssen. Bundestagsabgeordnete rufen an, frühere Minister, Vorstandschefs, Ex-Militärs, NGOs, Exilvereine, Privatleute. Es scheint es, als würde fast jeder Deutsche in diesen Augustwochen einen Afghanen kennen, der Hilfe braucht.

Die meisten Anfragen sind höflich, viele verzweifelt, manche unverschämt. Da wird geschimpft, gebettelt, gedroht.

Mit rasender Geschwindigkeit verbreiten sich nun auch die Handynummern der Männer und Frauen vor Ort. Van Thiel, Fisch, Arlt, die Diplomatinnen, Polizisten und Soldaten am Kabuler Flughafen können sich vor Anrufen kaum retten. Ständig klingeln ihre Handys, selbst in der Nacht.

In Berlin hat man längst den Überblick über all die Namen verloren – wenn man ihn denn je hatte. Und so schaufelt das Auswärtige Amt einfach immer neue Namenslisten nach Kabul, viele noch nicht einmal alphabetisch geordnet.

Die afghanische Namensgebung, die oft ohne Familiennamen auskommt, macht die Sache nicht einfacher, die unterschiedlichen Schreibweisen erst recht nicht. Da kann es theoretisch sein, dass die Bundeswehr einen »Rauf« auf der Liste hat, das



Entwicklungsressort einen »Raouf«, das Auswärtige Amt einen »Rawoof« und die Polizei einen »Ravo« – und es ist in Wahrheit immer derselbe Mann. Wie, zum Teufel, sollen die Soldaten an den Toren wissen, wen sie nun reinlassen dürfen und wen nicht?

In Kabul haben sie ohnehin das Gefühl, dass man in Berlin beim Krisenstab nicht wirklich verstanden hat, was am Flughafen abgeht.

**Als der Feldjäger-Oberleutnant Hinzmann** am Dienstagmorgen nach einer kurzen Nacht aus seiner Unterkunft kommt, sieht er die Berge hinter dem Flughafen und die Hochhäuser. Er habe kein gutes Gefühl gehabt, sagt er später. Wenn jetzt da oben in einem dieser Fenster ein Scharfschütze sitzt, bin ich geliefert, habe er gedacht. Man steht hier wie auf dem Präsentierteller.

Hinzmann erkundet die Lage. Das North Gate, an dem er mit seinen Feldjägern die Flüchtlinge registrieren soll, ist ein unübersichtlicher Komplex von Schleusen, meterhohen Betonmauern und Erdwällen, auf denen Scharfschützen der U. S. Marines liegen.

Autofahrer, die auf den Flughafen wollten, wurden früher zur Kontrolle durch drei Schleusen geleitet. Die Amerikaner haben den Deutschen die mittlere zugeteilt, die als einzige überdacht ist. Hier also wird Hinzmann seine Registratur aufbauen. An diesem Dienstagmorgen geht er die Straße weiter, bis sie nach 80, 90 Metern eine Kurve macht. Da hört er schon den Lärm der Menschenmenge draußen vor der Mauer.

Hinzmann läuft zwischen zwei hohen Betonwänden durch eine weitere Schleuse, die auf ein riesiges Stahltor zuführt. Das ist das North Gate, der Zugang zum militärischen Teil des Flughafens. Er steigt über zerbrochene Holzpaletten, über Müll und Dreck. Die Müllabfuhr funktioniert nicht mehr, bald wird sich der Flughafen in eine stinkende Müllkippe verwandeln.

Der Oberleutnant schiebt sich durch einen schmalen Spalt des Stahltors nach draußen. Die U. S. Marines haben es nicht gern, wenn sich zu viele Fremde da vorn aufhalten, aber Hinzmann ist Offizier, und die Amerikaner hier sind nur Mannschaftssoldaten oder Unteroffiziere. So dulden sie ihn vor dem Tor, obwohl es gefährlich ist.

Was er dort sieht, schockiert ihn. Die afghanischen Hilfstruppen, die mit den Amerikanern vor dem Tor stehen, haben sich aus Fahrradreifen und Gürteln Peitschen gebastelt. Damit dreschen sie auf die Menschen ein, um sie zurückzudrängen. Er sieht, wie sie mit ihren Kalaschnikows einer Frau auf den Kopf schlagen und einem kleinen Jungen den Gewehrkolben in die Rippen rammen.

Dauernd wird geschossen. Manchmal feuern die Afghanen den Menschen so dicht über die Köpfe hinweg, dass es ihnen die Haare hochwirbelt. »Merkwürdig«, sagt Hinzmann, »wie schnell man sich an die Schüsse gewöhnt hat.« Wie zu Hause auf der



Schießbahn, wo man das Knallen bald auch nicht mehr wahrnimmt. Er hofft, dass es nur die Amerikaner und ihre afghanischen Hilfstruppen sind, die schießen, aber sicher ist er sich nicht.

Hinzmann geht an diesem Morgen vor das Tor, weil er seinen Männern ein realistisches Lagebild geben will. Das kann er nicht delegieren, das muss er schon selbst machen. Die Feldjäger müssen wissen, in welchem Umfeld sie die nächsten Tage operieren werden, wo sie hindürfen und wo es gefährlich ist.

So steht er nun, der junge Oberleutnant, zwischen den Marines und den afghanischen Hilfstruppen, vor sich Nato-Drahtrollen und Hunderte oder vielleicht sogar Tausende verzweifelte Menschen, als er diese Frau sieht. Sie liegt auf dem Boden, wahrscheinlich ist sie nur hingefallen, aber dann müsste sie sich bewegen. Doch sie rührt sich nicht.

Hinzmann läuft zu ihr hin, er schiebt sein Gewehr auf den Rücken, zusammen mit anderen Soldaten zieht er sie aus der Menge. Das ist nicht so einfach, weil die Soldaten dafür den Nato-Drahtverhau überwinden müssen, und als sie es geschafft haben, fühlt einer der Männer der Frau den Puls und sagt: »She is dead« – sie ist tot. So fängt Hinzmanns erster Auslandseinsatz an. Mit einer Toten.

**Am späten Nachmittag kann endlich der General landen.** Er läuft über die Laderampe hinten aus dem Flugzeug, im Schlepptau ein Kamerateam der Bundeswehr. Arlt hat es eilig, er ist viel zu spät. Als Kommandeur der Evakuierungsoperation hätte er schon in der Nacht mit der ersten Maschine nach Kabul kommen sollen, aber die konnte ja nicht landen, und so saß er viel zu lange in Taschkent fest.

Dort konnte er immerhin ein paar Stunden schlafen, im Schlafsack auf dem Boden neben dem Gepäckband in dem Flughafenterminal, das die Usbeken den Deutschen überlassen haben. Seit sechs Uhr morgens aber hängt Arlt am Telefon. Mit dem Potsdamer Einsatzführungskommando, dem Ministerium in Berlin und immer wieder mit Kabul.

Auch das KUT war in Taschkent gestrandet. Das Krisenunterstützungsteam des Auswärtigen Amtes besteht aus einer kleinen Gruppe krisenerfahrener Soldaten und Diplomaten. Ohne ihre Hilfe wären Hinzmanns Feldjäger und auch van Thiels kleine Botschafts-Rumpfmannschaft aufgeschmissen. Von der usbekischen Hauptstadt aus haben die KUT-Leute versucht, wenigstens die Evakuierungslisten auf den neuesten Stand zu bringen.

In Kabul werden sie schon sehnsüchtig erwartet. Van Thiel begrüßt Arlt, als er aus dem Flugzeug kommt. Der Diplomat wird ihre erste Begegnung später mit leiser Ironie so beschreiben: Man habe sich tief in die Augen gesehen, der General und der Gesandte, und es sei »Liebe auf den ersten Blick« gewesen. Er grinst, als er die Geschichte erzählt.



**Tatsächlich sind sie sofort beim Du**, der Jens und der Jan, und gelten fortan als Dreamteam der Evakuierungsoperation. Wenn sie sich über Telefon zur Krisenstabssitzung der Bundesregierung aus Kabul melden, treten sie auf wie Zwillinge. Teilnehmer der Sitzungen berichten später, man habe manchmal gar nicht mehr gewusst, wer da gerade vorgetragen habe, der Jens oder der Jan, oder doch erst der Jan und dann der Jens? Die Haarrisse dieses Männerbündnisses werden erst später sichtbar.

Auch Fisch ist mit dem General sofort per Du. Arlt habe ihm anvertraut, dass ihm das Verteidigungsministerium zwei Aufträge mit auf den Weg gegeben hätten. Erstens dürfe er auf keinen Fall wieder Maschinen leer zurückfliegen lassen, und zweitens solle er Bilder von vollen Fliegern produzieren.

Er ahnt, was der Hintergrund der Weisung sein könnte. In Berlin ist ein Shitstorm losgebrochen, als bekannt wird, dass die erste Transportmaschine der Bundeswehr am Abend zuvor nur sieben Menschen ausgeflogen hat, fünf Deutsche, einen Niederländer und eine afghanische Ortskraft. Gleichzeitig geht das Foto einer völlig überfüllten C-17-Boeing der US-Luftwaffe um die Welt, die am Montag 640 Afghanen nach Katar gebracht hat. Warum sind die Deutschen nur solche Versager?

In Wahrheit haben sie getan, was in der kurzen Zeit möglich war. Während die Amerikaner schon seit Tagen mit Tausenden Soldaten am Flughafen operieren, hat Deutschland seit Sonntag gerade einmal 13 Männer vor Ort. Das Personal und die Ausrüstung, um die Evakuierungsoperation abzuwickeln, müssen von der Bundeswehr erst noch eingeflogen werden. Und am Montag ist lange völlig unklar, ob überhaupt eine deutsche Maschine in Kabul landen kann. Als die zweite schließlich am späten Abend überraschend runterdarf, ist die Lage am Flughafen noch so chaotisch, dass van Thiel und Fisch froh sein können, überhaupt schon sieben Leute abflugbereit zu haben.

Und die Amerikaner drängeln. Es soll alles schnell, schnell gehen. Über Kabul kreisen noch etliche US-Militärmaschinen, die auch runterwollen, und die Lage ist gefährlich. Um im Notfall sofort wieder starten zu können, dürfen die Luftwaffenpiloten die Triebwerke ihres A 400M nicht abstellen. Bei laufenden Rotoren, Höllenlärm und in einer stinkenden Kerosinwolke wird die Maschine also im Eiltempo entladen, denn nach 30 Minuten muss sie wieder in der Luft sein.

Der Frust bei den Deutschen ist groß. »Fuck!«, schreit KSK-Mann Tobias, nachdem er gerade gelandet ist, »ihr habt nur sieben Leute hier für den Rückflug?« Ihm sei sofort klar gewesen, was das für Schlagzeilen produzieren würde, erzählt er später.

Seitdem Arlt am Dienstagnachmittag gelandet ist, wird die Evakuierungsoperation von der Bundeswehr dominiert. Mit mehr als 240 Männern und Frauen stellt sie den Löwenanteil des deutschen Kontingents, und nun läuft auch die große Medienmaschine der Truppe an. Sie soll dafür sorgen, dass der Einsatz in der Öffentlichkeit gebührend



gewürdigt wird. Es ist kein Zufall, dass der General ein Kamerateam der Bundeswehr im Schlepptau hat, als er ankommt.

Arlt selbst hat an diesem Abend andere Sorgen. Der Offizier ist spät dran, er muss eine Menge aufholen. Kaum ist er gelandet, flitzt er über das Flughafengelände. Antrittsbesuch beim türkischen Oberst, der für Verpflegung, Unterkunft und Versorgung verantwortlich ist – so schildert er es später. Der Türke aber habe wohl im allgemeinen Chaos längst den Überblick verloren.

Dann zu den Briten und den Amerikanern. Dort trifft Arlt einen alten Bekannten. Mit Chris Donahue, dem kommandierenden General der 82nd Airborne Division, hat er als junger KSK-Offizier in Afghanistan gedient. Beide waren Kommandosoldaten, sie vertrauen sich, und das erweist sich jetzt als Glücksfall. So kann Arlt sogar dabei sein, als Donahue ein paar Tage später mit dem US-Präsidenten konferiert.

In den nächsten Tagen wird der Flughafen immer mehr zum »Woodstock der Special Forces«, wie die Soldaten spotten. Die meisten Nationen, die ihre Staatsbürger evakuieren, verlegen jetzt Spezialkräfte nach Kabul. Es ist ein großes Wiedersehen. Man kennt sich durch gemeinsame Übungen und Einsätze. Das macht die Zusammenarbeit in dieser Extremsituation einfacher.

Die deutschen Kommandosoldaten haben am ersten Tag in Kabul die gleichen Aufgaben übernommen wie die Fallschirmjäger, nämlich Flüchtlinge zu den Flugzeugen eskortiert. Am Mittwoch, dem 18. August, entscheidet Arlt, dass er die KSK-Männer für etwas anderes braucht.



## »Kinder wurden wie Müll entsorgt«

*Vor einem Jahr überrennen die Taliban Kabul. Die Hauptstadt wird zur Falle für Tausende Afghanen und deutsche Staatsbürger. Jetzt soll die Bundeswehr sie rausholen. Es beginnt ein Wettlauf gegen die Uhr. Dritter und letzter Teil.*

Von Matthias Gebauer und Konstantin von Hammerstein, DER SPIEGEL, 13.08.2022

*Am Sonntag, dem 15. August 2021, fliegen drei US-Hubschrauber 43 Männer und Frauen der deutschen Botschaft in Kabul aus der hoch gesicherten »Green Zone« der afghanischen Hauptstadt zum Flughafen. Es ist eine Flucht in letzter Minute. Am Nachmittag schon dringen Talibankämpfer in den Palast des geflohenen Präsidenten ein.*

*Zwölf Deutsche bleiben in Kabul, Diplomaten, BND-Leute, Bundespolizisten. In den nächsten beiden Tagen schleusen sie Flüchtlinge auf den Flughafen. Am Montagabend landet die erste deutsche Militärmaschine. Die größte Evakuierungsoperation in der Geschichte der Bundeswehr läuft an.*

**Der Gestank ist überwältigend.** Er raubt den deutschen Soldaten den Atem, als sie bei ihrer Ankunft in Kabul die Maschine über die Laderampe verlassen. Später werden sie berichten, wie sich diese widerlich süßlich-dicke Mischung aus Fäkalien und Verwesung in ihren Haaren festsetzte, in ihren Kampfanzügen und ihnen die Lunge verklebte. »Ihr stinkt nach Kabul«, werden manche von ihnen bei der Rückkehr von den Kameraden begrüßt.

An Gestank kann man sich gewöhnen. Auch an den Müll, der sich zwischen Betonmauern und Schleusen türmt, an den Toren und auf dem Vorfeld, wo die Flüchtlinge kampieren. Zerbrochene Holzpaletten, platt getretene Wasserflaschen, zerfetzte Kleidung, aufgeplatzte Koffer, Windeln, leere Munitionskisten, Scheiße und Blut. Der ganze Flughafen ist eine Müllkippe.

Bald nehmen die Männer und Frauen nicht mehr wahr, dass Tag und Nacht geschossen wird. Das ständige Gewehrfeuer, das Knallen der Blendgranaten, mit denen die U. S. Marines und ihre afghanischen Hilfstruppen an den Flughafentoren versuchen, die Menschen zurückzudrängen – man gewöhnt sich auch daran, berichten viele Soldaten nach dem Einsatz.



Wer nachts ankommt, schildert später Szenen wie aus der postapokalyptischen Zombiewelt der US-Serie »The Walking Dead«. Der Gestank, die Hitze, die Dunkelheit, die afghanischen Flüchtlingsfamilien, die im flackernden Schein brennender Müllhaufen auf dem Boden kauern, zwischen ihren Exkrementen, an ihrer Seite erschöpfte Soldaten, schlafend auf dem Asphalt, das Gewehr an eine Betonsperre gelehnt.

Am schlimmsten ist das Schicksal der Kinder. Das werden viele Soldaten, Polizisten, Diplomaten und BND-Leute berichten, die im August 2021 am Flughafen von Kabul waren. Die Bilder der Kinder werden sich in ihr Gedächtnis einbrennen. Noch Monate nach dem Einsatz, als sie längst wieder in Deutschland sind, reicht es manchmal, in der Schlange vor der Supermarktkasse einen kleinen Jungen zu sehen, und in den Köpfen der Afghanistanveteranen läuft ein Horrorfilm ab.

Einem hartgesottenen Offizier des Kommandos Spezialkräfte (KSK) bricht die Stimme, als er davon erzählt. Der Mann, der sich »Tobias« nennt, muss eine Zigarette rauchen, bevor er weiterreden kann. Ihn verfolgt eine Szene, die er am Abbey Gate des Flughafens erlebt hat. Dort quetschen sich in diesen Tagen Tausende Afghanen zwischen Nato-Draht, einem Wassergraben und Betonmauern, um auf einen Flieger zu kommen. Bloß raus aus Kabul!

Tobias und seine Männer stehen vor dem Tor, sie wollen deutsche Staatsbürger auf den Flughafen schleusen, da sehen sie hinter dem Nato-Draht in der Menge zwei Männer, die sich um einen Jungen streiten, der vielleicht vier Jahre alt ist.

Babys und kleine Kinder gelten als Ticket in den Airport, weil sie Mitleid erzeugen. Weinende Mütter halten sie in der Menge nach oben, um auf sich aufmerksam zu machen. Babys werden wildfremden Soldaten in die Hand gedrückt, in der Hoffnung, dass ihre Familien später nachkommen dürfen.

Kleine Kinder werden zur begehrten Ware. Männer entreißen sie ihren Müttern, um sich mit ihrer Hilfe durch die Flughafentore zu mogeln. Soldaten beobachten, wie vermeintliche Väter die geraubten Kleinkinder achtlos wegstoßen, sobald sie es auf das Gelände geschafft haben. »Kinder wurden wie Müll entsorgt«, wird General Jens Arlt später sagen, der Kommandeur der deutschen Evakuierungsoperation.

Tobias steht also in dem Gedränge am Abbey Gate, als er diese beiden Männer sieht, die sich um den Jungen streiten. Es ist offensichtlich, dass sie Fremde sind. Sie ziehen an dem Kleinen, jeder an einem Arm, während die KSK-Männer zusehen. Das Ganze spielt sich hinter dem Nato-Drahtverhau ab, sie können nicht eingreifen, hilflos beobachten sie, wie die beiden Männer immer brutaler an dem Jungen zerren – bis die Schultergelenke ausgekugelt sind.





**Fisch und seine Kollegen** wischen entgeistert auf ihren Handys und können es nicht fassen. Der GSG-9-Mann mit dem ungewöhnlichen Decknamen ist Sicherheitsberater der deutschen Botschaft, sein Team besteht aus Spezialkräften einer Sondereinheit der Bundespolizei. Die PSA (»Polizeiliche Schutzaufgaben Ausland«) schützt deutsche Auslandsvertretungen dort, wo es gefährlich ist.

Am Dienstag, dem 17. August, beobachten sie, wie ein fünfjähriger Junge, der mit seiner Mutter vor den Taliban fliehen will, auf dem Flughafen in der Hitze kollabiert und von Krämpfen geschüttelt wird. Einem der PSA-Männer, der als Rettungssanitäter ausgebildet ist, sei es gelungen, das Kind zu stabilisieren und ihm damit das Leben zu retten, wird Fisch später erzählen. Die Polizisten hätten den Jungen und seine Mutter zu einer Transportmaschine der Bundeswehr gebracht und den Soldaten übergeben.

Jetzt sehen Fisch und seine Männer auf ihren Handys das Foto, das die »Bild«-Zeitung veröffentlicht hat. Es zeigt drei Soldaten, die den kleinen Jungen in den Flieger tragen. »Knallharte KSK-Soldaten als sanfte Lebensretter!«, jubelt das Blatt. Kein Wort von der Bundespolizei.

**Die Taliban sind überall**, die Deutschen könnten ihnen zuwinken, wenn sie denn wollten. Ab und zu fahren sie auf der Russian Road am North Gate Patrouille, keine 20 Meter von den westlichen Soldaten entfernt, um die Straße für den Verkehr frei zu halten. Oft sind es gleich drei Pick-ups mit der weißen Talibanflagge, auf der Ladefläche Kämpfer mit Kalaschnikows und Granatwerfern.

Etwa 300 Meter vom North Gate entfernt, in Sichtweite der Deutschen, haben sie einen Checkpoint errichtet. Wenn ihnen das Gedränge vor den Flughafentoren zu chaotisch wird, rücken kleine Trupps von vier, fünf Mann an. Mit Peitschen schlagen sie auf die Flüchtlinge ein, sie prügeln, stoßen, schießen, und dann herrscht Ruhe. Die Taliban sind die neuen Herren der Stadt, und so benehmen sie sich auch.

Am Abbey Gate stehen sie auf den Schiffscontainern, die von den Amerikanern dort als Sperre hingestellt worden sind, um die Menschenmassen zurückzuhalten. Zwischen den Containern und der Flughafenmauer gibt es eine schulterbreite Lücke, durch die sich die Flüchtlinge durchzwängen müssen, wenn sie zum Tor wollen. Die Taliban entscheiden, wer durchdarf und wer nicht.

Einmal beobachten die Männer des BND, wie ein junger Talibankämpfer auf dem Container stolpert, ins Leere tritt und runterfällt. Mit einer heftig blutenden Kopfwunde liegt er vor den Stiefeln britischer Marines. Ein britischer Sanitäter eilt herbei und verbindet ihn, dann hieven ihn die Soldaten zurück auf den Container. Dort steht er dann wieder mit seinem Kopfverband, und es sieht so aus, als trüge er einen weißen Turban.



Offiziell steht der Flughafen unter US-Kontrolle. Manchmal donnern Kampfjets im Tiefflug über den Platz, um den Taliban zu zeigen, wer hier das Sagen hat. In Wahrheit kontrollieren die US-Soldaten nur den militärischen Bereich des Flughafens. Den zivilen Teil beherrschen zeitweise die Islamisten.

Für die Männer und Frauen der Bundeswehr ist das irritierend. Zwei Jahrzehnte lang waren die Taliban in Afghanistan ihre Feinde. Jetzt sehen sie, wie die bärtigen Kämpfer mit ihren Kalaschnikows ein paar Hundert Meter entfernt im Schatten unter den Tragflächen parkender Flugzeuge auf dem Beton hocken und warten. Mehr müssen sie nicht tun. In wenigen Tagen wird ihnen der ganze Flughafen gehören, den Ausländern rennt die Zeit davon.

**Am Mittwoch steht Chris Klawitter** vor dem North Gate, so wie jeden Tag. Der Hamburger Geschäftsmann lebt seit zwei Jahrzehnten in der afghanischen Hauptstadt und verdient sein Geld als Logistiker für die westlichen Truppen. Am Sonntag schleusten ihn Fische Bundespolizisten auf den Flughafen, er sollte am Abend mit einer US-Militärmaschine nach Doha ausfliegen. Aber dann bot Klawitter den Deutschen an dazubleiben und ihnen zu helfen. Er kennt sich hier aus wie wenige Ausländer, und er spricht das Dari-Persisch der meisten Kabuler.

Jetzt steht er als einziger Deutscher vor dem Tor, zwischen U. S. Marines und den Männern der berühmten Unit 01 »Cobra« des afghanischen Geheimdienstes NDS. Die CIA hat ihnen angeboten, sie nach der Evakuierungsoperation mit ihren Familien in die USA auszufliegen. Dafür erledigen sie für die Ausländer die Drecksarbeit und versuchen, mit Schüssen und Schlägen die Flüchtlinge von den Toren wegzudrängen.

Klawitter soll deutsche Staatsangehörige und afghanische Ortskräfte auf den Flughafen schleusen, aber daran ist kaum noch zu denken. Die Zustände, die er an diesem und am nächsten Tag erlebt habe, seien unfassbar gewesen, wird er später sagen. Klawitter kann fast zusehen, wie die Menge, die sich vor dem Eingang zum Flughafen drängt, von Stunde zu Stunde größer wird. Niemand weiß, wann die letzte Maschine in die Freiheit abheben wird. In der Stadt überschlagen sich die Gerüchte. Bloß nicht zu spät kommen.

Als die Amerikaner die Tore von innen verstärken und die Wartenden vor den Flughafenmauern den Baulärm hören, werten manche das als Zeichen, dass die Tore bald endgültig geschlossen sein könnten. Die Information verbreitet sich in rasender Geschwindigkeit, und sofort machen sich noch mehr Menschen auf den Weg zum Flughafen.

Inzwischen sind es fast nur Männer, die es bis nach vorn ans Tor schaffen. Sie drängen, sie stoßen, sie quetschen sich an den Mauern und den Nato-Draht-Rollen, hinter denen Klawitter, die Amerikaner und ihre afghanischen Hilfstruppen stehen. Wer in dieser Masse zu Boden geht, kann totgetrampelt werden.



Klawitter beobachtet, wie vor allem Frauen, Kinder und alte Menschen mit unvorstellbarer Brutalität in den Nato-Draht gedrückt und gestoßen werden, sodass man über sie hinweg klettern und die Rollen überwinden kann. Es sind Szenen, wie er sie nur aus Schilderungen des Ersten Golfkriegs zwischen Iran und Irak in den Achtzigerjahren kennt, als Soldaten Gefallene und Schwerstverwundete auf Stacheldrahtsperrern legten, um rüberklettern zu können.

Die Verletzungen, die er sieht, sind grauenhaft. Die rasiermesserscharfen Klingen des Nato-Drahts reißen verheerende Wunden, einer Frau wird von einer Blendgranate das Ohr abgerissen, ein Mann hat einen Schulterdurchschuss. Soldaten schleppen die Verletzten in die deutsche Schleuse, die als einzige überdacht ist.

Dort werden sie von Sanitätern und Ärzten der Bundeswehr und der Alliierten versorgt. Ab und zu spülen die Feldjäger das viele Blut mit Wasser in den Gitterrost neben ihrem Tisch, an dem sie sonst die Flüchtlinge registrieren. Manchmal liegen Leichen in der Schleuse, stundenlang, bevor sich jemand erbarmt und sie abtransportiert.

So geht es nicht weiter, das ist Klawitter klar und Jens Arlt, dem General vor Ort. In dieser Lage wäre es verantwortungslos, die Deutschen und die afghanischen Ortskräfte, die noch in der Stadt sind, aufzufordern, zum Flughafen zu kommen. Vor allem Frauen und Kinder haben in dem brutalen Gedränge keine Chance. Es muss andere Möglichkeiten geben, sie auf den Flughafen zu holen.

**Der geheime Einsatzbefehl** für die Kommandosoldaten des KSK ist vage gehalten. Mit »unkonventionellen Mitteln« sollen die etwa 20 Männer in Kabul die Rettung deutscher Staatsbürger unterstützen und bei möglichen Geiselnahmen eine »Notangriffsfähigkeit« sicherstellen. Mehr hat ihnen das Verteidigungsministerium nicht mit auf den Weg gegeben.

In Absprache mit Arlt entscheidet Tobias, der Kontingentführer des KSK, dass die Zeit für »unkonventionelle Mittel« gekommen sei. Seit Wochen bemüht sich das Kommando, einen früheren Dolmetscher aus Masar-e-Scharif nach Deutschland zu holen. Bisher scheiterte das an den strengen Vorgaben der Bundeswehr für das Ortskräfteprogramm. Der Dolmetscher war nur Honorarkraft, außerdem ist er vorbestraft und hat eine lebenslange Einreisesperre.

Das zählt jetzt nicht mehr. Als die KSK-Soldaten ihren Mann und seine Familie in der Menschenmenge erkennen, gehen sie vor das Tor und schleusen die Familie auf den Flughafen. Die erste KSK-Operation ist geglückt, sie wird in keinem Einsatzbericht auftauchen.

Aber das wird nicht reichen. Seit den Enthüllungen über verschwundene Munition und Nazis in den eigenen Reihen steht das Kommando aus dem Schwarzwaldstädtchen



Calw unter Druck. Eine Zeit lang war selbst die Auflösung der Skandaltruppe nicht mehr tabu. Ein paar schöne Berichte über die Heldentaten des KSK in Kabul können da nicht schaden.

Tobias denkt, so wird er es später erzählen, an eine besonders spektakuläre Operation. Er überzeugt General Arlt davon, zwei der leichten KSK-Hubschrauber mit den großen A400M-Transportern aus Deutschland nach Kabul zu verlegen, um dann in Kommandoaktionen kleine Gruppen von Flüchtlingen aus der Stadt zu holen.

Im Verteidigungsministerium wird die Idee aus Kabul begeistert aufgenommen. Annegret Kramp-Karrenbauer findet die Vorstellung reizvoll. Die CDU-Ressortchefin erkennt sofort die Profilierungschance, wenn nun ausgerechnet die sonst so risikoscheuen Deutschen als einzige Nation neben den USA in diesen Tagen Helikopter nach Afghanistan schicken. In Potsdam, im Einsatzführungskommando, machen sich die Militärplaner an die Arbeit.

Mit seinen Soldaten überlegt Tobias, wie man mehr Frauen auf den Flughafen holen könnte, denn die werden von den vielen jungen Männern, die vor den Toren stehen, nicht mehr durchgelassen. Schnell ist eine mögliche Zielperson identifiziert. Im SPIEGEL und in anderen Medien hat eine Abiturientin aus München um Hilfe gefleht. Gelingt die Operation, ist positive Presse garantiert.

Die KSK-Männer nehmen Verbindung zu der jungen Frau auf, sie solle sich bereithalten, aber die Details der Aktion werde sie erst in letzter Minute erfahren. Dann kontaktiert Tobias über Facetime einen Mann, den er schon lange im Visier hat. Seinen Steckbrief kennt er in- und auswendig. Es ist einer der Talibankommandeure, die für das Abbey Gate zuständig sind.

In fließendem Englisch, so gibt Tobias später das Gespräch wieder, nennt der Kommandeur seine Bedingungen. Das KSK dürfe nur deutsche Staatsbürger oder Leute mit gültigem deutschen Aufenthaltstitel auf den Flughafen schleusen. Tobias akzeptiert die Vorgaben. Was bleibt ihm anderes übrig?

In der Nacht von Samstag auf Sonntag stehen die junge Frau und ihre Familie vor einem der Tore. Dort werden sie von KSK-Soldaten in Empfang genommen und auf den Flughafen gebracht. Die »Operation Bluelight« hätte spektakulärer ausfallen können, aber für Tobias und seine Männer ist sie ein Erfolg. Endlich gibt es wieder schöne Berichte über das Kommando.

Zwei Tage später wird ein gemischtes Team aus BND und Bundespolizei in einer ähnlichen Operation nachts etwa 80 Menschen auf den Flughafen schleusen, Ortskräfte des Bundesnachrichtendienstes und der Botschaft samt Familien. Über diese Rettungsmission erscheint keine Zeile.



**Am Freitag, dem 20. August**, sind die ersten Soldaten mit den Nerven fertig. Arlt blickt seinen Soldaten in die Augen, und was der einsatzerfahrene Offizier dort sieht, besorgt ihn. Leere, müde Blicke. Nach vier Tagen auf dem Flughafen von Kabul sind viele von ihnen am Ende. Es sind junge Leute, für die meisten ist es der erste Auslandseinsatz, auf eine solche Extremsituation waren sie nicht vorbereitet.

Der General entscheidet, einen Teil seiner Truppe auszuwechseln. Die Männer und Frauen wehren sich. Sie wollen unbedingt bleiben, sie haben das Gefühl, sonst als Versager und Schlappschwänze dazustehen. Arlt bleibt bei seiner Entscheidung. In der Nacht lässt er die Reservekompanie aus Taschkent einfliegen.

Arlt beobachtet, wie bereits nach wenigen Stunden auf dem Flughafen ein paar der Neuen apathisch auf einer der Cargopaletten vor dem Flugzeug hocken und abwesend in die Luft starren. Der Horror hat sie im Griff, bevor sie überhaupt angefangen haben.

**Am frühen Montagmorgen**, gegen vier Uhr, plaudert der Oberstabsgefreite Adrian am North Gate mit einem amerikanischen Kameraden, um sich die Zeit zu vertreiben. Im Moment ist es ruhig hier vorn am Tor. Ein paar Stunden muss er noch überstehen, dann hat der Fallschirmjäger aus dem niedersächsischen Seedorf seine Schicht hinter sich

Was dann passiert, schildert Adrian später so: Plötzlich fällt ein Schuss. Geschossen wird viel in diesen Tagen. Es sind die Amerikaner und ihre afghanischen Hilfstruppen, die Warnschüsse über die Köpfe der Menschenmenge vor den Toren feuern, aber dieser Schuss ist nicht draußen vor der Flughafenmauer abgegeben worden. Er kam von innen. Adrian ist Scharfschütze, er hört das sofort.

Er rast zwischen den hohen Betonmauern die paar Meter nach hinten. Er hat keine Ahnung, was passiert ist, aber er weiß, dass dort die Kameraden seines Trupps auf dem Boden liegen, um sich auszuruhen, darunter seine beiden besten Freunde. Es sind nur ein paar Sekunden, bis sich Adrian auf den Boden wirft und in Stellung geht. Ihm kommt es vor wie eine Ewigkeit. »Das waren die schlimmsten Augenblicke meines Lebens«, sagt er später, »weil ich keinen Kontakt zu meinem Trupp hatte.«

Er sieht, dass U. S. Marines und deutsche Fallschirmjäger hinter ihren Autos und einer niedrigen Betonmauer in Deckung gegangen sind und auf die eigenen Hilfstruppen, die Männer der afghanischen »Cobra«-Einheit, feuern. Was für ein Chaos.

Die Bundeswehr und die Amerikaner versuchen später zu rekonstruieren, was eigentlich passiert ist. Vermutlich hat ein Scharfschütze aus einem der Hochhäuser, die vor dem Flughafen stehen, mit einem großkalibrigen Schuss einen der »Cobra«-Männer innerhalb des Airports tödlich getroffen. Übermüdet und panisch eröffnen die Afghanen das Feuer auf die Amerikaner und Deutschen, weil sie glauben, der Schuss sei von



ihnen abgegeben worden. Die feuern zurück, drei der Afghanen werden verletzt. Fast wäre es zu einem Blutbad gekommen.

KSK-Mann Tobias bekommt die Schüsse in der deutschen Unterkunft mit. Auch er hat keine Ahnung, was passiert ist, aber als Profi hört er sofort, dass es nicht die übliche Schießerei vor den Toren ist, sondern ein Feuergefecht. So etwas kennt er von seinen Einsätzen. Ihm sei es richtig gut gegangen, wird er später erzählen. Endlich mal was Vertrautes.

**Jan Hendrik van Thiel** hält den Plan mit den deutschen Hubschraubern für falsch. Der deutsche Gesandte sagt das jedem, der es hören will. Und wer es nicht hören will, dem sagt er es auch. Im vertraulichen Protokoll des Afghanistan-Krisenstabes der Bundesregierung heißt es, van Thiel sei »skeptisch«, Bundeswehrehubschrauber in Kabul einzusetzen. Die Taliban hätten den USA eine klare Ansage gemacht: keine Konvois in die Stadt und keine Hubschrauber.

Der Diplomat erzählt später, dass sein Sicherheitsberater sich mit Tobias getroffen habe. Der KSK-Mann habe von Fisch wissen wollen, wo man in der Nähe der Botschaft mit Hubschraubern landen könnte. Van Thiel kann sich schon denken, was die KSK-Leute vorhaben. Eine filmreife Kommandoaktion, womöglich sogar mit Abseilen von Hubschraubern, so wie sie es in Calw üben. Wahnsinn, findet er.

Er weiß aus den Botschaftsrunden am Flughafen, dass die Amerikaner einen Helikoptereinsatz in Kabul strikt ablehnen. Erstens dulden die Taliban keine Flüge mehr in die Stadt, und zweitens ist den US-Vertretern das Risiko viel zu hoch. Denn klar ist doch: Die westliche Evakuierungsoperation wäre in der Sekunde beendet, in der einer der Hubschrauber abstürzen oder gar abgeschossen würde. Soll man, um allenfalls ein gutes Dutzend Menschen zu retten, das Schicksal Zehntausender aufs Spiel setzen?

Die beiden leichten KSK-Hubschrauber stehen inzwischen in Kabul am Flughafen und sind einsatzbereit. Das Kommando will unbedingt loslegen, Arlt auch, und die Ministerin ist ohnehin begeistert von der Idee. Nur van Thiel arbeitet dagegen. Er sei zu den Amerikanern gegangen, wird er später berichten, und habe ihnen gesagt, dass sie Arlt klipp und klar sagen müssten, dass ein Helikopterflug nicht infrage komme. Denn der General interpretiert die Aussagen seiner amerikanischen Gesprächspartner erkennbar anders. Mehrfach meldet Arlt nach Berlin, die Amis seien mit im Boot.

In Wahrheit spielen sie auf Zeit und verzögern den Einsatz. Sie wollen die Deutschen nicht durch ein klares Nein verprellen. Kramp-Karrenbauer hängt sich persönlich ans Telefon und bearbeitet Lloyd Austin, ihren Kollegen im Pentagon. Der gibt grünes Licht, besteht aber darauf, dass bei der »Operation Gripping Eagle« ausschließlich amerikanische Helikopter eingesetzt werden.



In der Nacht auf den 25. August fliegen KSK-Männer und Spezialkräfte der U. S. Delta Force mit zwei Chinook-Hubschraubern der Amerikaner in die Berge bei Kabul und evakuieren eine Münchner Großfamilie mit afghanischen Wurzeln. Es ist die einzige Helikopteraktion des KSK, die beiden Hubschrauber werden nie eingesetzt.

Die Verteidigungsministerin sitzt zu diesem Zeitpunkt beim Abendessen mit Angela Merkel und einigen Kabinettskollegen im Berliner Kanzleramt. Auch Generalinspekteur Eberhard Zorn ist dabei. Per SMS bekommt er die Nachricht aus Kabul, dass die Hubschrauber sicher zurückgekehrt seien. Teilnehmer werden später berichten, die Kanzlerin habe Kramp-Karrenbauer angeblickt, den Daumen gehoben und gemurmelt: »Super!«

**In Kabul tickt nun gnadenlos** die Uhr. Immer noch warten Tausende Afghanen auf ihre Rettung, den Helfern läuft die Zeit davon. Die Amerikaner werden den Flughafen spätestens am 31. August verlassen. Alle anderen Verbündeten sind aufgefordert, ihre Missionen spätestens 48 Stunden vorher zu beenden.

Van Thiel und Arlt melden das immer wieder nach Deutschland, aber beide berichten später, sie hätten das Gefühl gehabt, nicht ernst genommen zu werden. In Berlin keimt immer noch die Hoffnung, die Amerikaner könnten ein paar Wochen verlängern.

So wird im vertraulichen Krisenstabsprotokoll vom 22. August die Position der Verteidigungsministerin mit diesem Satz wiedergegeben: »Aufrechterhaltung Flugbetrieb über 31. 08. hinaus sehr wünschenswert.« Auch Außenstaatssekretär Miguel Berger klingt an diesem Tag optimistisch: »Unwahrscheinlich, dass USA Evakuierungsoperation hinaus nur für sich selbst verlängern und nicht für Partnerländer.«

Einen Tag später berichtet der designierte deutsche Kabul-Botschafter Markus Potzel im Krisenstab, es gebe »gemeinsame Ansätze« der USA und der Türkei »über Flughafenbetrieb über 31. 08. hinaus«. Am 25. August meldet Potzel, die Taliban hätten großes Interesse, den Flughafen weiter zu betreiben.

In Kabul schütteln sie den Kopf. Der amerikanische General Chris Donahue konferiert vom Flughafen aus mit dem US-Präsidenten, danach informiert er seinen deutschen Kollegen Arlt. Am 31. August ist Schluss, keinen Tag länger. Warum will Berlin das nicht begreifen?

Vorsichtig fühlt das Auswärtige Amt bei van Thiel vor, ob er und seine Leute sich vorstellen können, auch nach dem Abzug der Bundeswehr in Kabul zu bleiben. Der Gesandte spricht jeden seiner Diplomaten und Bundespolizisten einzeln an. Könnt ihr euch das vorstellen, habe er seine Männer gefragt. Nein, hätten sie geantwortet, einer nach dem anderen.



Am Montagabend ist van Thiel auf dem Flughafen unterwegs, als er einen Anruf bekommt. Der »Taliban-Express«, ein Buskonvoi, den die deutschen Diplomaten organisiert haben, hängt auf dem Zubringer aus der Stadt an einem Taliban-Checkpoint fest. Er müsse dringend helfen.

Seine Personenschützer bringen ihn vor das Haupttor des Airports. Dort sitzen zwei Offiziere der Fallschirmjäger auf der Ladefläche eines Pick-ups und lassen die Beine baumeln, während ihre Soldaten die Zeit für ein Nickerchen nutzen. Sie sollen die Flüchtlinge in Empfang nehmen, aber die hängen nun fest. Da kann man wohl nichts machen.

Der Parkplatz vor dem Flughafen wird von den Amerikanern kontrolliert, der nächste Taliban-Checkpoint liegt etwa 50 Meter entfernt hinter Fahrzeugsperrern und Stacheldrahtrollen. Colonel Webb, der für diesen Bereich zuständige US-Offizier, macht klar, dass er es ist, der den Kontakt zu den Taliban auf der anderen Seite hält und niemand sonst. Ein Typ wie Brad Pitt, nur völlig übermüdet und damit wie auf Drogen, wird ihn van Thiel später beschreiben.

Der Gesandte weiß, dass er auf die Hilfe des Colonels angewiesen ist, und so bleibt er einfach da am Parkplatz und redet und redet, stundenlang, die halbe Nacht durch. Es ist seine einzige Chance. Der Colonel schwärmt von Deutschland und erzählt ihm seine Lebensgeschichte. Zwischendurch geht er immer wieder auf die gegenüberliegende Seite der Front und verhandelt mit den Taliban. Es stellt sich heraus, dass die deutschen Busse an einem anderen Checkpoint festhängen. Doch der dortige Talibankommandeur schläft gerade, und niemand will ihn wecken.

Webb und seine Stellvertreter erzählen van Thiel, wie sich Amerikaner und Taliban am Anfang beschimpft, bedroht und fast geprügelt hätten. Aber jetzt scheint man einen Modus Vivendi gefunden zu haben. Irgendwann in der Nacht ist der Talibankommandeur aufgewacht und lässt die deutschen Busse durch. In der nächsten Nacht wiederholt sich dieses Schauspiel, und so gelingt es dem deutschen Gesandten mit seiner Hartnäckigkeit, in zwei Tagen mehrere Hundert Flüchtlinge auf den Flughafen zu schleusen.

**Marc-André Hinzmann weiß nicht** mehr genau, was zuerst kam, der dumpfe Schlag oder die Flugzeuge. In seinem Kopf vermischen sich die Erinnerungen an seine letzten Minuten in Kabul zu einem einzigen Brei. Wahrscheinlich war es der Schlag, sagt der junge Oberleutnant der Feldjäger.

Sie stehen an diesem Donnerstagnachmittag, als es langsam schon dunkel wird, mit ihrem Gepäck auf dem Platz, auf dem sonst die Flüchtlinge auf die Flieger gewartet haben. Jetzt sind hier nur Deutsche, Frauen und Männer der Bundeswehr, Diplomaten, BND-Leute, Bundespolizisten. In den vergangenen elf Tagen haben sie 5347 Menschen





auf die Transportmaschinen der Luftwaffe gesetzt, darunter etwa 140 Ortskräfte plus Familien, nun warten sie selbst auf die letzten Flieger nach Taschkent.

Da spürt Hinzmann plötzlich diesen dumpfen Schlag. Er weiß nicht, was passiert ist, aber er sieht, wie über dem Abbey Gate eine dunkle Rauchwolke aufsteigt, und dann hört er schon die Sirenen und sieht rennende amerikanische Soldaten. In diesem Moment, so erinnert er sich später, setzt der erste A400M zur Landung an, dreht dann plötzlich ab und donnert tief über die wartenden Deutschen hinweg.

Das wird jetzt sicher Stunden dauern, habe er gedacht, aber es dauert nicht Stunden, denn da kommen schon die nächsten beiden Flieger. Sie landen so dicht hintereinander, dass Hinzmann fürchtet, es könnte einen Auffahrunfall geben. Kurz danach setzt eine vierte Maschine auf.

Auf ihren Handys verfolgen seine Kameraden die Nachrichten aus Deutschland. Selbstmordanschlag am Kabuler Flughafen mit vielen Toten und vielen Verletzten, lesen sie, als die Maschinen anrollen. Später werden sie erfahren, dass fast 200 Afghanen am Abbey Gate gestorben sind, 13 US-Soldaten und 2 britische Fallschirmjäger.

Hinzmann checkt, ob ihm seine Männer folgen, dann läuft er los. Er hat keinen Blick für die Autos mit den Verletzten, die an ihm vorbeirasen zum Lazarett der Norweger, er sieht nur den Rucksack seines Vordermanns.

Er rennt ihm hinterher bis zur Maschine, die mit laufenden Rotoren wartet. Es ist ein Höllenlärm, aber Hinzmann erinnert sich später nur noch daran, wie er die Rampe hochläuft und sich neben seinen Kameraden auf den Boden wirft.

Kaum ist er in der Maschine, rollt sie schon los. Hinzmann spürt einen heißen Lufthauch und hebt im Liegen den Kopf. Die Laderampe ist immer noch offen. Er sieht die braunen Berge von Kabul, die draußen vorbeiziehen, und die Fallschirmjäger, die mit ihren Gewehren im Anschlag auf der offenen Rampe das Flugzeug nach hinten sichern. Die mächtigen Triebwerke heulen auf, und der schwere A400M rast die Startbahn entlang.

Als die Maschine abhebt, fühlt er sich so leicht wie noch nie, wird er später seine Stimmung in diesem Moment wiedergeben. Hinzmann liegt zwischen seinen Männern auf dem Stahlboden des Transportfliegers, der jetzt steil nach oben steigt. Er hat es überlebt, die elf Tage in Kabul, seinen ersten Auslandseinsatz. Ihm fallen die Augen zu, der junge Oberleutnant schläft ein.

**Jens Arlt** wird nach dem Einsatz mit Auszeichnungen überhäuft. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier überreicht dem General im Schloss Bellevue das



Bundesverdienstkreuz erster Klasse. Er gibt Interviews, tritt in Talkshows auf und kann sich vor Vortragsanfragen kaum retten.

**Fisch** teilt seinen Vorgesetzten im Außenressort und bei der Bundespolizei nach seiner Rückkehr mit, dass er in Zukunft nicht mehr für das Auswärtige Amt arbeiten werde. Er fühlt sich im Stich gelassen. Den GSG-9-Mann treibt bis heute das Schicksal der 13 Amerikaner und 2 Briten um, die beim Selbstmordattentat am Abbey Gate starben. Sie hätten sich auch für die Deutschen geopfert, glaubt er. Weil sie trotz immer dringenderer Anschlagswarnungen am Tor blieben und damit verhinderten, dass der Flughafen gestürmt wurde.

**Chris Klawitter** hält es nur kurz in Deutschland aus, dann zieht es ihn zurück nach Afghanistan. Aber in Kabul wird sein Büro mehrfach von den Taliban durchsucht, und er verlässt das Land. Jetzt lebt er in Hamburg bei seinen Eltern. Er sucht Arbeit, aber er findet keine.

**Jan Hendrik van Thiel** bittet das Auswärtige Amt, ihn wieder nach Kabul oder nach Bagdad oder Bamako, die Hauptstadt Malis, zu schicken. Stattdessen landet er als designierter Botschafter in der Karibik, in Kingston, der Hauptstadt Jamaikas. Dort fühlt er sich abgeschoben und bewirbt sich wieder auf Krisenposten. Das Auswärtige Amt lehnt ab.

**Fisch, Klawitter und van Thiel** werden für ihre Rolle bei der Kabuler Rettungsaktion für das Bundesverdienstkreuz vorgeschlagen. Es ist ihnen bis heute nicht verliehen worden.